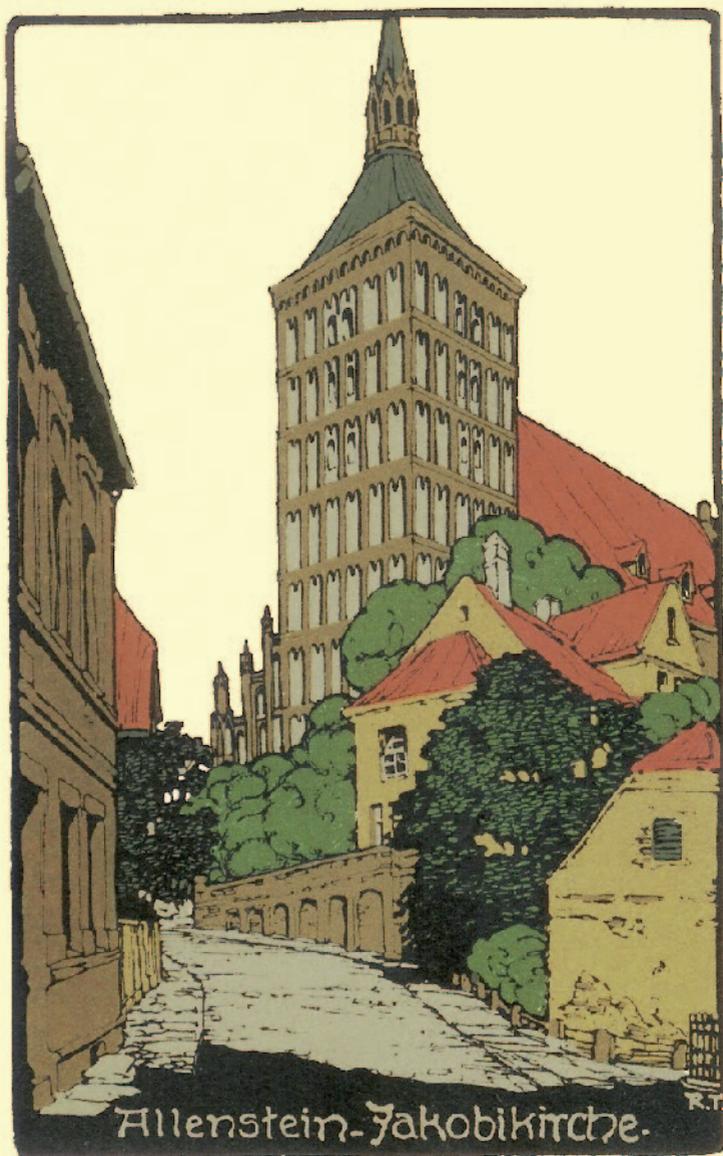


ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2009



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 247

2009

Inhalt

Vorwort	3
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Gelsenkirchen	4
Allenstein vor 100 Jahren	5
Arzt auf verlorenem Posten	9
Frühling	27
Letzter Sommer daheim	28
Wiederkehr nach Allenstein - drei Jahrzehnte nach der Flucht	29
Erbarmung – sie dichten schon wieder!	32
Eine heitere Religionsstunde bei den Kleinen	34
Der Okullsee	35
Erika-Maria Wiegand ist von uns gegangen - aber ihre Werke bleiben	38
Der Buchenwald	39
Aus dem Werk der Allensteiner Künstlerin	40
Männer im Moor	53
Berichte aus Allenstein	56
Leserbriefe	59
Klassentreffen	66
Aus unserer Allensteiner Familie	68
Wir gratulieren	68
Wir gedenken	70
In meiner Heimat	72

Verschiedenes	73
Programm 54. Jahrestreffen	73
Ostheim in Bad Pyrmont	74
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	75
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	76
Busreise nach Allenstein und Neidenburg	77
Regionale Ostpreußentreffen	80
Bücherecke	82
Die Angebote unserer Stadtgemeinschaft	86
Hinweise der Redaktion	87

Titelbild:	Die Jakobi-Kirche in Allenstein (Steindruck, ca. 1930)
Vordere Innenseite:	Jakobi-Kirche – Hauptportal (Foto: A. Walkiewicz)
Hintere Innenseite:	Jakobi-Kirche - Blick auf die Orgel (Foto: B. Mischke)
Rückseite:	Die Jakobi-Kirche heute (Foto: B. Mischke)

**Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,**

das Jahr 2009 bringt uns einige bedeutende Gedenktage. Vor 20 Jahren erlebten wir die Wiedervereinigung von West- und Mitteleuropa, vor 60 Jahren wurde unser Grundgesetz verabschiedet und vor 70 Jahren begann der Zweite Weltkrieg, in dessen Folge wir unsere Heimat verlassen mussten.

Nun, wir können jederzeit nach Ostpreußen fahren. Wer will, kann auch wieder Haus und Grund erwerben, aber das Gefühl des Verlustes bleibt.

Besonders schmerzlich ist, dass zunehmend in Vergessenheit gerät, dass das heute dreigeteilte Ostpreußen nicht nur das Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen ist, sondern im Laufe der Jahrhunderte auch ein bedeutendes kulturelles Erbe hervorgebracht hat. An dieses Erbe zu erinnern, es zu bewahren und den nachfolgenden Generationen zu vermitteln, ist eine vorrangige Aufgabe für uns Ostpreußen. Wir können dazu beitragen, indem wir den wertvollen Bestand unserer Heimatstuben und Heimatmuseen sichern und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen.

Das Medium, das sich dafür besonders eignet, ist das Internet. Aus diesem Grund hat die Stadtgemeinschaft ihren Auftritt im Internet attraktiver gestaltet. Wir wollen auf unsere Stadtgemeinschaft aufmerksam machen und unsere Heimatbriefe und unser Heimatmuseum für alle, die mehr über Ostpreußen und Allenstein wissen wollen, öffnen. Bitte, machen Sie in Ihrer Familie und Ihrem Freundeskreis www.StadtAllenstein.de bekannt!

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich eine schöne, erholsame Sommerzeit und hoffe, Sie recht zahlreich am 19. September 2009 bei unserem 54. Jahrestreffen in Gelsenkirchen wiederzusehen.

Ihr Gottfried Hufenbach



Der gute, alte Brief kommt immer mehr aus der Mode. Sie kennen die Bilder: Menschen, die ihr tragbares Telefon hochkonzentriert anschauen, um auf klitzekleinen Tasten kurze Botschaften zu tippen. Computernutzer, die flugs ein paar Zeilen auf ihrer Tastatur schreiben, um sie mit nur einem Klick überallhin auf der Welt zu verschicken. Schnell, günstig, weltweit erreichbar: Da kann der Brief kaum mithalten.

Dabei hat das sorgsam niedergeschriebene Wort seinen eigenen Wert. Denn der Verfasser hat sich Gedanken gemacht. Statt darauf zu vertrauen, schnell etwas löschen oder ändern zu können, ist jedes Wort wohl gewählt.

Von gleicher Qualität ist auch der Heimatbrief der Stadtgemeinschaft Allenstein, der in hektischen Zeiten die Funkti-

on eines Boten zwischen alten Freunden und Bekannten erfüllt. Manches „Weißt du noch?“ findet sich auf seinen Seiten, manche Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse und manches Foto. Er ist damit zu einem Anker geworden, der die gemeinsame Zeit festhält.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Spaß beim Blättern und Lesen in der aktuellen Ausgabe des Allensteiner Heimatbriefes.



Frank Baranowski
Oberbürgermeister

Allenstein vor 100 Jahren

Aus der Chronika der Königlichen Ostpreußischen Stadt Allenstein vom Jahre 1800 ab



1. Quartal 1909

Witterung. Im Monat Februar herrschte vielfach starker Frost. Das Thermometer zeigte nicht selten 20 bis 29 Grad Kälte. In den Monaten März und April war es mit Ausnahme weniger Tage kalt und rau. Ende April trat etwas gelindere, mit Niederschlägen verbundene Witterung ein.

Die Lage der Industrie und der arbeitenden Klassen. Die Ziegeleien haben der Nachfröste wegen den Betrieb noch nicht eröffnen können.

Sonstige Vorkommnisse. Am 8. Januar 1909 haben die städtischen Vertretungen die Verlegung der elektrischen Straßenbahn zum Bahnhof Allenstein-Vorstadt beschlossen, und mit der Ausführung dieses Beschlusses soll noch in diesem Sommer begonnen werden.

Die am 22. März d.J. von den städtischen Vertretungen beschlossene Schankerlaubnis-Steuer-Ordnung ist von den zuständigen Behörden genehmigt und am 21. April 1909 in Kraft getreten. – Die an dem gleichen Tage von den städtischen Körperschaften beschlossene Wertzuwachssteuer hat dagegen noch nicht die Genehmigung der zuständigen Behörden erlangt.

Ferner ist von den städtischen Körperschaften der Ankauf des alten katholischen Kirchhofs in der Guttstädter Straße für den Preis von 70.000 Mark zum Bau eines neuen Rathauses beschlossen und die Baukosten für das neue Rathaus mit etwa 600.000 M. bewilligt.

2. Quartal 1909

Witterung. Im Monat Juni war die Witterung namentlich in der ersten Hälfte ziemlich trocken und kalt. Es kamen häufig Nachtfröste vor. Erst zu Ende des Monats trat wärmere Witterung ein mit darauf folgenden Niederschlägen. Während im Juni, abgesehen von vereinzelt Gewittern und Strichregen, wenig Regen fiel, gingen im Juli, namentlich in den letzten beiden Wochen, viele Regengüsse nieder.

Öffentliche Bauten. In Allenstein ist ein neues Volksschulgebäude im Rohbau fertig gestellt worden.

Der Um- und Erweiterungsbau des alten Schlosses, in welchem die Dienstwohnung des Regierungspräsidenten untergebracht werden soll, ist nunmehr in Angriff genommen, während der Neubau des Regierungsgebäudes bereits ziemlich weit gediehen ist.

Der Bau eines Restaurationsgebäudes für das städtische Etablissement Jakobsberg und der Bau eines Feuerwehrgebäudes nebst Kämmerhof sind gleichfalls in Angriff genommen, ebenso der Umbau der Johannisbrücke.

Öffentliche Stimmung. Gegen die beschlossene Erhöhung der Steuern, hauptsächlich der Konsumsteuern, besteht in den beteiligten Kreisen eine mehr oder weniger große Abneigung, während die so lange ersehnte Verabschiedung der Besoldungsvorlagen unter den Reichs- und Staatsbeamten, sowie den Lehrern allgemeine Befriedigung hervorgerufen hat.

Militärverhältnisse. Am 2. Mai erfolgte durch den Militäroberpfarrer Schmitz aus Danzig die feierliche Einführung des für die katholische Militärgemein-

de, die 1160 Seelen zählt, ernannten Divisionspfarrers Albert.

Die Lage der Industrie und der arbeitenden Klassen. Infolge der regen Bautätigkeit, und da auch die Ziegeleien ihren Betrieb wieder aufgenommen haben, ist den arbeitenden Klassen genügende Arbeitsgelegenheit gegeben.

Sonstige Vorkommnisse. Im Juni erfolgte eine Rundreise von Parlamentariern durch Ost- und Westpreußen. Aus diesem Anlass statteten am 13. Juni auch neun Herren der Budgetkommission und der Herr Direktor beim Hause der Abgeordneten der Stadt Allenstein einen kurzen Besuch ab. Die Herren, denen sich die Spitzen der Allensteiner Behörden angeschlossen hatten, besichtigten u.a. den Neubau des Regierungsgebäudes, das alte Schloss, das Stauwerk und den Stadtwald. Sie äußerten sich wiederholt in unverhohlener Bewunderung über die Stadt Allenstein und ihre Umgebung.

Am 17. Juni hatte die Handelskammer in Thorn zu einer Versammlung in Allenstein eingeladen, die von etwa 250 Personen, hauptsächlich Vertretern der Kreise, Städte, des Handels und der Industrie besucht war. In dieser Versammlung wurde das Projekt, durch einen von Thorn aus über Allenstein gehenden Kanal die Weichsel mit den Masurischen Seen zu verbinden und so eine große Schifffahrtsstraße zu schaffen, die den Osten mit dem Westen verbindet, einer eingehenden Erörterung unterzogen. Die Notwendigkeit der Herstellung dieses Kanals und seine Bedeutung für Handel und Industrie, sowie im nationalen Interesse, wurde allgemein hervorgehoben und ein

„Verein zur Förderung des Ostkanals“ gegründet.

3. Quartal 1909

Witterung. Die Witterung war während der ganzen Berichtszeit trocken, heiter und verhältnismäßig warm. Niederschläge traten selten auf und waren meist auch nur von kurzer Dauer. Gewittererscheinungen waren in diesem Sommer gleichfalls selten. Landeskultur.

Das günstige Wetter in den Monaten August und September ermöglichte trotz verspäteten Beginns eine rasche Erledigung der Erntearbeiten. Mit dem Ergebnis der Ernte ist man überall im allgemeinen zufrieden. Auf den besseren, in guter Kultur befindlichen Bodenarten ist die Ernte sogar eine recht gute gewesen, während auf leichten Sandböden der Durchschnitt nicht überall erreicht wurde. Infolge der andauernd kalten Frühjahrswitterung hatte sich das Getreide erst spät entwickeln können.

Bei dem Erscheinen ungewöhnlich großer Holzmenge infolge der Zerstörungen durch die Nonnenraupe im Sommer 1909 auf dem Holzmarkt macht sich das Fehlen einer billigen Frachtverbindung von Osten nach dem Westen ganz besonders unangenehm bemerkbar. Überhaupt wird die Herstellung einer Wasserstraße, welche die Verbindung der Masurischen Seen mit der Weichsel, Oder und Elbe vermittelt, immer mehr als ein dringendes Bedürfnis für die Erschließung und Hebung des Bezirkes empfunden.

Öffentliche Bauten. Die Kaserne und ein Familien-Wohnhaus des 3. Bataillons Infanterie-Rgts. Nr. 146 sind fertig gestellt, ebenso zwei Familien-

Wohnhäuser der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt in Kortau.

In der Stadt Allenstein wurde mit den Arbeiten zur Erweiterung des Netzes der elektrischen Straßenbahn begonnen.

Die Ausstellungsbauten für die im kommenden Jahre stattfindende Gewerbeausstellung sind bereits gut gefördert, so dass die rechtzeitige Fertigstellung erhofft wird.

Die Lage der arbeitenden Klassen hat sich gegen das vorige Vierteljahr nicht geändert, es ist überall Beschäftigung. Auch die Ziegeleien haben ihren Betrieb noch nicht eingestellt, nur die Ziegelei von Lion hat mit dem Ziegelstreichen aufgehört und einige Arbeiter entlassen. Diese haben Beschäftigung im Baugewerbe gefunden, welches noch fortgesetzt eine rege Tätigkeit entwickelt.

Handel und Gewerbe. Das Brauergewerbe stand in der Berichtszeit unter dem Zeichen der am August d.J. eingeführten erhöhten Biersteuer, welche das Geschäft ungünstig beeinflusste. Die Gastwirte benutzten die von den Brauereien vorgenommene Preiserhöhung, um auch ihrerseits die Bierpreise in viel höherem Maße, als es erforderlich gewesen wäre, zu erhöhen, was dazu führte, dass der Bierabsatz erheblich zurückging. – Das Geschäft in Kaffee und Tee lag gegen Ende der Berichtszeit still, da das Publikum seinen Bedarf wegen der neuen Steuer schon vor dem 15. August gedeckt hatte. Der Handel wurde in der Berichtszeit insbesondere noch dadurch ungünstig beeinflusst, dass die ärmere Bevölkerung, um die neue Steuer nicht zu tragen, zu Kaffeersatzmitteln griff.

Sonstige Vorkommnisse. Am 7. und 19. Juli fanden die Wahlen zur Handelskammer statt. Sie wurde am 26. August durch den Herrn Regierungspräsidenten eröffnet und zum Präsidenten der Stadtverordneten-Vorsteher Fabrikbesitzer Herr Roensch von hier durch Zuruf einstimmig gewählt.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen traf am 23. September in Allenstein ein und begab sich nach der 18 km entfernten Oberförsterei Ramuck. Ein offizieller Empfang fand nicht statt, da der Kronprinz lediglich als Privatmann nach dem Kreise Allenstein gekommen war, um der Hirschjagd obzuliegen. Obwohl Tag und Stunde der Abreise am 30. September ebenso wie bei der Ankunft geheim gehalten wurde, hatten sich doch Tausende in den Straßen und vor dem Hauptbahnhof versammelt und brachten dem Kronprinzen ihre Huldigung dar.

Mit den Arbeiten zur Verlängerung der elektrischen Straßenbahn ist begonnen.

4. Quartal 1909

Witterung. Der Winter ist bisher ein ganz ungewöhnlich milder gewesen. Nur die letzte Hälfte des November brachte mit größerer Kälte auch bedeutende Schneemassen, die jedoch infolge des dann einsetzenden anhaltend warmen, oft regnerischen Wetters bald wieder verschwanden. Die stehenden Gewässer tragen nur eine mäßige Eisdecke.

Öffentliche Bauten. Das städtische Feuerwehrgebäude ist fertig gestellt und in Benutzung genommen, der Umbau der Johannisbrücke ist vollendet.

Handel und Gewerbe. Die Brauereien litten noch unter dem Einflusse der Brausteuer, die besonders an die kleinen und mittleren Provinzialbrauereien schwer auszugleichende Anforderungen stellt. Den meisten der im Bezirk vorhandenen Brauereien ist die Abwälzung der Steuer auf die Wirte nicht geglückt, da einige Großbrauereien, denen die Heranziehung von Reserven aus früheren Jahren möglich war, Unterbietungen vornahmen. Vielleicht auch zum Teil unter dem Einfluss der wachsenden Antialkoholbewegung haben die Brauereien einen Rückgang des Umsatzes von 10 bis 15 Prozent gegen die gleiche Zeit des Vorjahres zu verzeichnen, ohne dass eine Zunahme in absehbarer Zeit zu erwarten wäre, so dass das Brauereigewerbe des Bezirks mit Unruhe in die Zukunft sieht. Man erwartet eine Besserung umso weniger, als auch die Arbeitslöhne und die Preise für Rohmaterialien ständig wachsen.

Sonstige Vorkommnisse. Am 16. Oktober 1909 feierte der Töchter-schul-Direktor Dr. Schmidt sein 25-jähriges Dienstjubiläum und an demselben Tage der Schneidermeister Joseph Karkotzki sein goldenes Meisterjubiläum, aus welchem Anlass dem letzteren der Ehrenmeisterbrief überreicht wurde.

Arzt auf verlorenem Posten

Von Dr. Paul Mollenhauer (Fortsetzung)



Die Orthopädische Heilanstalt Dorotheenhaus

Die Nachtbesuche waren schlimm, weil die Soldaten meist stark betrunken waren. Gewöhnlich kamen wir auch dann gut davon, wenn ich sie im weißen Mantel empfing (vor einem Arzt haben die Russen große Hochachtung) und meine Frau sich als Jüdin auswies. Ein besonderer Freund unseres Hauses wurde ein großer dicker Offizier, der in unserer Nähe eine Polizeiwache leitete. Im selben Hause wohnten bekannte Frauen, von denen er Grüße überbrachte. Er konnte etwas deutsch, weil seine Frau aus Danzig stammte. Wir nannten ihn Iwan. Später nannte er sich selbst so. Er war ein roher, gutmütiger Naturbursche, ohne jede Hemmung. Er kam zu Tages- und Nachtzeiten,

dann aber gewöhnlich betrunken. Als Schwester Martha später vom Dorotheenhaus zu uns kam, erfuhren wir, dass er dieser schwer zugesetzt und sie vergewaltigt hatte. Jetzt kam er zunächst nur, um bei uns zu frühstücken und sich mit den Kindern zu unterhalten. Einmal kam er aber nachts schwer betrunken mit einer Gitarre. Meine Frau und ich lagen in der Dunkelkammer. Er setzte sich zu meiner Frau und begann russische Volkslieder zu singen, wozu er sich nicht schlecht begleitete. Zwischendurch fragte er immer wieder nach einer ca. 14-jährigen Patientin, die er bei uns gesehen hatte. Sie war eine Wildkatze mit funkelnden, schwarzen Augen. Wahrscheinlich hatte sie es nicht

daran fehlen lassen, ihm ihre Zuneigung zu zeigen. Jetzt wollte er sie haben. Wir fanden nun seinen Gesang so schön, dass er unbedingt mehr singen musste. Das schmeichelte ihm, und er sang, und wir sangen im Duett und Terzett stundenlang, bis wir alle heiser waren und niemand schlafen konnte. Dann wurde er aber wild, schmiss die Gitarre weg, holte sich das Mädels, das ohne Sträuben mitging, und verschwand mit ihr die Kellertreppe hinauf nach der oberen Wohnung. Wir waren, wie so oft später, machtlos. Solche Situationen in Gegenwart der jungen Schwestern und der halbwüchsigen Patienten zu erleben, gehörte zu dem Fürchterlichsten, was wir durchmachen mussten.

Leider war das nicht das letzte Erlebnis dieser Art. Auch später hatten Schwestern das gleiche Los. Das tragischste Schicksal hatte Schwester Ilse, ein dralles Mädels, knapp 18 Jahre alt. Zwei bis drei Wochen, nachdem die Russen gekommen waren und wir auf die Straße durften, holten wir mit einem Handwagen vom Dorotheenhaus Wäsche und Lebensmittel. So schickte ich an einem Sonntagmittag vier Schwestern wieder danach aus. Man konnte nicht erwarten, dass am hellen, lichten Tage etwas passieren würde, besonders da ständig Patrouillen durch die Straßen zogen und auf der Vergewaltigung von Frauen angeblich schwerste Strafen standen. Die Schwestern waren unbehelligt bis zum Marktplatz gekommen, in dessen Nähe das Dorotheenhaus lag, als plötzlich von dem Laubengang eines Hauses zwei angetrunkene Russen sprangen, zwei Schwestern ergriffen,

darunter wieder Schwester Ilse, und sie in das nächste, am Laubengang etwas versteckt liegende Haus schleppten. Als Schwester Ilse von einem der Russen überfallen wurde, schrie sie fürchterlich und wehrte sich krampfhaft. Der Kerl wurde wütend, fürchtete sich wohl auch, es könnte von einer Wache gehört werden. Jedenfalls zog er die Waffe und erschoss die Schwester. Die andere konnte in der Verwirrung entfliehen, und von ihr erfuhren wir die Tragödie. Die Leiche blieb noch mehrere Tage in der Wohnung liegen, weil sich niemand hintraute aus Angst vor den Russen, die das Verbrechen nicht bekannt werden lassen durften. Pastor Sch., der im Nachbarhaus wohnte, hat die Leiche später im Dunkeln herausgeholt und im benachbarten Kirchengarten beerdigt.

Ich habe der Geschichte etwas vorgegriffen, um dieses dunkle Kapitel abzuschließen. Später, als ich ein Ambulatorium für die zurückgebliebenen deutschen Bewohner der Stadt eröffnet hatte, habe ich sehr viele Kinder, Mädchen und Frauen an Geschlechtskrankheiten behandelt. Die jüngste war zehn Jahre, die älteste 76 Jahre alt, die mir von ihrem Mann, einem alten Eisenbahner, zugeführt wurde. Von den schlimmen Dingen, die ich sonst aus der Stadt erfuhr, will ich hier nicht weiter berichten. Manche Frauen, die von ganzen Horden von Russen überfallen wurden, haben den Tod gefunden. Mehrfach kamen Frauen zu mir in Behandlung, denen angeblich Tataren nach dem Überfall Schnitte über den Handgelenken und an anderen Stellen der Arme beigebracht hatten. Es waren infizierte Schnittwunden, die schwer heilten.

Das Wasser war verbraucht, und geschnitten hatte es auch nicht mehr. Wir waren trocken. In der Nähe gab es keine Brunnen oder Pumpen. Es musste also, trotz der Gefahr, Wasser von weiter her geholt werden. Die nächste uns bekannte Pumpe stand auf einem Kirchhof in der Wadanger Straße, fast eine halbe Stunde Weg. Es wurden Eimer und große Milchkannen auf Schlitten gebunden. Hin ging es gut, aber zurück auf den humpeligen Schneewegen so fahren, dass auch noch etwas Wasser zu Hause ankommt, das ist nicht so einfach! Wir lernten dann, dass es besser geht, wenn man ein Brett auf dem Wasser schwimmen lässt, das die Wellen aufhält. Später versiegte die Pumpe und es wurde von einem anderen Kirchhof Wasser geholt. Die Wasserleitung wurde von den Polen erst etwa im Mai wieder in Betrieb gesetzt, was nicht einfach war, weil die Russen mehrere Maschinen abtransportiert hatten und viele Rohre in der Stadt durch Frost zerstört waren. Inzwischen war die Wunde unseres Russen geheilt, und es ging ihm ausgezeichnet. Der Knochenbruch wurde auch schon etwas fest. Wir hatten ihn nach dem Überfall auf die Schwestern auf eine Chaiselongue in der Wohnküche zu den Kindern gelegt, um mehr Schutz von ihm zu haben. Gegenüber total betrunkenen Russen war er allerdings auch machtlos. Wir wussten jetzt, dass er Dawidow hieß, Bauer war und in Russland Frau und Kinder hatte. Mehrfach kamen Offiziere, um ihn lange zu vernehmen. Er musste einen Bericht schreiben. Auch uns hat er einen gegeben, den wir den Russen zeigen sollten, wenn wir bedroht

würden. Sicher stand viel Gutes in dem Brief, den wir nicht lesen konnten. Offenbar hielten ihn die Offiziere bei uns für so gut untergebracht, dass sie keine Eile hatten, ihn abzuholen. Da fuhr plötzlich am zweiten Sonntag vormittags ein Lastwagen vor. Fünf schwer bewaffnete Soldaten kamen in den Keller, und zu unserer Beruhigung (wir wussten zunächst ja nicht, was sie wollten) verlangten sie den Verwundeten, und ich sollte mitfahren. Die Meinen allein zu lassen, war mir ein bisschen unheimlich, aber ich wusste ja, die Russen würden, was ich für ihren Kameraden getan hatte, anerkennen, und vielleicht fuhren wir in ein nahes Lazarett, wo ich mitarbeiten könnte, was für uns alle Vorteile gehabt hätte. Es war ein klarer Wintertag, und ich atmete nach der langen Kellerluft mit so vielen Menschen in den engen Räumen ordentlich auf. Dawidow hatte sich, vor Rührung weinend, aufs Herzlichste von uns allen verabschiedet und lag nun auf einer Bahre mitten im Wagen. Ich glaube, er wäre lieber noch länger bei uns geblieben. Auf der Fahrt sah ich zum ersten Mal wieder die Stadt. Nicht weit von unserem Haus lag noch eine steif gefrorene deutsche Soldatenleiche, dann ein toter Hund. Im Übrigen waren die Straßen menschenleer. Wir fuhren zu einem Vorort, der das „Fliegerviertel“ genannt wurde, weil die Straßen der neuen Siedlung alle nach berühmten Fliegern benannt worden waren. Hier hielt der Wagen vor einem kleinen Siedlerhäuschen, und mir wurde zu meiner Überraschung befohlen, auszustiegen. Ich protestierte und meinte, ich wollte doch mit Dawidow in das Lazarett fahren. Es half nichts.

Ich musste herunter und wurde in das Haus geführt, das sich als russische Kommandantur erwies. Die Sache sah nicht gut aus. Was wollte man von mir? Ich wurde in ein kleines Zimmer gebracht, wo drei russische Offiziere auf mich warteten. Mir war nicht sehr wohl dabei! Es begann jetzt eine Vernehmung, immer in sehr freundlichem Ton, erst zu meiner Person, dann zu meiner Frau und wie es komme, dass sie als Jüdin von Hitler nicht längst abgeholt sei etc. Ich merkte, sie waren über uns ganz genau unterrichtet. Jetzt, dachte ich, würden sie nach Dawidow fragen. Das Thema wurde aber überhaupt nicht berührt. Der eigentliche Zweck war ein anderer. Sie wollten von mir herausbekommen, wo sich in der Stadt noch Nazis aufhielten oder sich versteckten. Da konnte ich ihnen wirklich keine Auskunft geben, und ich gab Iwan als Zeugen an, dass ich jetzt zum ersten Mal seit dem 21. Januar unseren Keller verlassen hätte. Als es anfang, dunkel zu werden, brach man die Vernehmung ab, mir wurde etwas zum Essen angeboten und dann hieß es, ich könne nach Hause gehen.

Es war aber inzwischen ganz dunkel geworden. In der Stadt brannte keine Lampe, deshalb schien es mir zu gefährlich, den weiten Weg allein zurückzugehen. Weil sie mir keinen Posten mitgeben wollten, bat ich, mich zur Nacht dazubehalten. Sie waren einverstanden und ließen mich in ein gegenüber liegendes kleines Haus führen. Dort bot sich mir ein merkwürdiges Bild. Ich kam in eine kleine Stube, die ganz mit Menschen beiderlei Geschlechts vollgestopft war. Die meisten standen dicht zu-

sammengedrängt in der Mitte. Ältere Frauen saßen auf den wenigen Stühlen. Hinten in der Ecke stand ein einzelnes Bett. Es waren alles Allensteiner, und da ich 25 Jahre Arzt dort war, kannten mich alle. Ich wurde freudig begrüßt und einstimmig gebeten, mich in das eine Bett zu legen. Protestieren half nichts, und ich sah, dass das Bett leer stehen würde, wenn ich es ablehnte und dass es außerdem die Leute kränken würde. Also legte ich mich mit Kleidern, die ich ja sowieso seit zwei Wochen nicht ausgezogen hatte, hin. An Schlaf war bei dem aufregenden Durcheinander der vielen Menschen, die die Russen hier zusammengepfercht hatten, nicht zu denken. Doch es gab drastischere Störungen während der Nacht. Alle Stunde etwa kamen stark betrunkene Soldaten herein, schossen erst ein paar Mal in dem dunklen Zimmer an die Decke und holten sich dann einige Mädels heraus, angeblich um ihre Papiere zu prüfen.

Am nächsten Morgen gab es Frühstück und wieder eine, allerdings nur kurze Vernehmung. Dann hieß es, dass ich nun nach Hause gehen könnte. Vorher ließ ich mir aber eine gestempelte Bescheinigung ausstellen, wonach ich überall bis zu unserem Haus frei passieren könnte. Es stellte sich auf dem Rückweg heraus, dass diese Vorsicht berechtigt gewesen war. Auf dem Weg waren die Straßen wieder völlig menschenleer. Aber in kürzeren Abständen kamen Patrouillen, immer drei Mann in einer Reihe, in zwei Schritt Abstand, mit einem quer gehaltenen Gewehr. Jedes Mal musste ich die Hände hochheben. Sobald sie näher kamen, zeigte ich meinen Zettel und glaube,

dass die meisten nicht lesen konnten, daher war der rote Stempel so wichtig. Zur Sicherheit wurde ich jedes Mal nach Waffen durchsucht. Man fahndete offenbar nach deutschen Soldaten. Als ich endlich in die Nähe unseres Hauses kam, sah ich schon von weitem meine Frau und die Schwestern an den Fenstern stehen und begeistert winken. Sie hatten mit Recht befürchtet, dass ich nicht mehr zurückkehren würde. Die Wiedersehensfreude war auf beiden Seiten umso größer. Ich habe nie mehr etwas von Dawidow gehört.

Schon einige Tage vorher hatte ein neuer Schrecken die Stadt ergriffen. Die Russen begannen systematisch die Häuser anzustecken. Immer in den Abendstunden fing das Feuer in einigen Häusern vom Keller ausgehend an, so dass sie bald lichterloh wie große Scheiterhaufen in Flammen standen. Anfangs sagten die Russen, versteckte Hitlerjungen wären die Brandstifter. Als aber in einer Woche die ganze Innenstadt in Trümmern lag und schließlich wohl 60 Prozent der Stadt abgebrannt war, sprachen sie nicht mehr von den Hitlerjungen. Für uns am gefährlichsten war der Brand des großen Arbeitsamtes, das unserem Haus gerade gegenüber lag. Es gab bei starkem Wind, der gerade auf unser Haus wehte, ein ungeheures Feuer. Wir standen mit nassen Feuerpatschen, die wir vom Luftschutz her hatten, auf dem Boden bereit, um evtl. aufkommendes Feuer zu löschen. Das dauerte fast die ganze Nacht, denn immer neue brennende Aktenbündel sausten durch die Luft, doch unser Haus kam, bis auf kleine Funkenzündungen, unbeschädigt davon.

Wir haben nie begriffen, was dieses Bachanal für einen Sinn hatte. Offenbar war es ein reiner Racheakt. Aber an wem wollte man sich rächen? Die Besitzer der großen Geschäfte, die verbrannt wurden, waren alle mit ihren Autos geflohen. Es wurden aber auch die Arbeiterviertel in der Warschauer Straße und anderswo völlig vernichtet, in denen die Menschen wohnten, die die Russen von dem Hitlerjoch befreien wollten, wie sie es immer im Radio versprochen hatten! Es war außerdem längst entschieden, dass in kurzer Zeit die Polen, die doch Waffenbrüder der Russen waren, die Stadt übernehmen sollten. Wollte man sich an den Polen rächen? Es handelte sich bestimmt um keine Zufallsaktion, der Befehl zum Abbrennen der Stadt musste von Moskau gekommen sein. Ein kleiner Untergebener hätte ein solches Unternehmen nie gewagt. Dazu lag auch zu viel System darin, das musste lange geplant sein.

Es wurde die ganze Innenstadt mit allen Geschäften niedergelegt, dazu alle größeren Ausfallstraßen. Nur die Randsiedlungen blieben verschont. Die Stadt machte den Eindruck, als wenn sie einen schweren Bombenangriff durchgemacht hätte. Das Rathaus, die Regierung und die Post wurden nur teilweise abgebrannt, dafür wurden aber fast alle Schulen und sonstigen kleineren Verwaltungsgebäude völlig zerstört. Vom Rathaus bis zur Johannesbrücke konnte einige Zeit überhaupt kein Fuhrwerk passieren, weil die Straßen zu hoch voll Schutt lagen. Selbst für Fußgänger war es gefährlich, weil immer weitere, stehen gebliebene Giebel einfielen. Unübersehbar sind die Waren,

die dabei vernichtet wurden. Die Stadt war bedeutendes Depot für den Nachschub des Militärs gewesen. Außerdem hatten die großen Geschäfts- und Warenhäuser riesige Vorräte aufgestapelt, von denen wir Einwohner bis dahin gar nichts wussten. Offenbar war auch das von der Regierung angeordnet worden, um Nachschubschwierigkeiten vorzubeugen. Weshalb hatten die Russen alle diese Güter, an denen sie selbst knapp waren, nicht für sich geborgen? Was nicht verbrannt war, wurde nachträglich mutwillig zerstört. Die großen Lager an Verbandstoffen und Gipsbinden setzten die Russen unter Wasser. In den erhaltenen Apotheken wurden alle Schubkästen etc. auf den Fußboden gekippt, Ampullen und Tabletten zertrampelt und mit Urin und Kot verschmutzt. Einige Zeit später kam ein russischer Militärarzt extra von Ortelsburg angefahren, suchte mich auf und bat um Gipsbinden und Medikamente, weil er keine hatte. Das Wenige, was ich besaß, reichte ihm nicht, so fuhren wir nach den Lazaretten (die Krankenhäuser waren alle ausgebrannt) und den Apotheken, um dort danach zu suchen. Der Arzt war entsetzt, als er sah, was da angerichtet war. Er suchte sich vom Fußboden die verschmutzten Ampullen heraus. Als die Russen entdeckten, dass die Bevölkerung (und auch wir) aus einem Schuppen, der wahrscheinlich vom deutschen Militär bis oben voll Konserven gepackt war, die Lebensmittel herausholte, brannten sie den Schuppen ab, ohne vorher die vielen Konserven für sich zu bergen. Es war eben nur auf Vernichtung abgesehen. Als im Frühjahr große Men-

gen Vieh zusammengebracht wurden, das später von russischen Weibern weiter nach Russland getrieben wurde, weidete man es nicht auf den schönen Wiesen, sondern trieb es auf die junge Saat. Auch darin lag System!

Nach den Bränden kam das Abgrasen der stehen gebliebenen Wohnungen. Es wurden immer bestimmte Gegenstände gesammelt. Einmal nur Standuhren, dann Betten, Schränke, Spiegel, Nähmaschinen etc. Man sah täglich viele solche Spezialladungen zur Bahnhofsrampe fahren. Dort wurden die Sachen unter freiem Himmel gestapelt. Sie standen monatelang, bis sie vom Regen und Wetter auseinander fielen. Dutzende Klaviere und die schönsten Wohnungseinrichtungen wurden so sinnlos vernichtet. Einmal waren hunderte Fahrräder in unserer Nähe zusammengefahren worden. Die Russen lernten dann in unserer Straße, die glatten Asphalt hatte, Radfahren. Da sie meistens angetrunken waren, machten sie die komischsten Figuren dabei, und unsere Kinder, die ihnen durch die Fenster zuguckten, amüsierten sich köstlich.

Ein anderes kindliches Vergnügen war das Aufschlitzen von Federbetten. Das hatte zwei Gründe. Einmal machte es große Freude, die Federn zum Fenster hinauszuschütten, so dass die Straßen wie beschneit aussahen, dann hatte es aber einen praktischeren Grund. Die Soldaten sandten ständig Pakete nach Hause. Was sollten sie auch mit den vielen Uhren und Schmuckstücken, die sie auf eigene Faust zusammenbrachten, machen? Die Pakete mussten in Stoff eingenäht werden, und dazu

eigneten sich ausgezeichnet die Einschüttungen der Betten. Täglich sah man Wagen hochbeladen mit solchen Paketen zum Bahnhof fahren, von wo einzelne Züge bald wieder fahren. Ich erinnere mich noch, wie wir staunten, als der erste Zug an unserem Garten entlang rollte.

Allmählich kamen mehr und mehr Truppen in die Stadt, die am Rande in Mietshäusern untergebracht wurden. Uns gegenüber in der Bahnhofstraße wurde ein Haus von einem Frauenregiment bezogen, das wir dann oft an uns stramm vorüber marschieren sahen. Die Mädchen waren alle ca. 20 Jahre alt, von mittlerer Statur, mit prall sitzenden, gut aussehenden Uniformen. Alle hatten einen in der Uniform übernormal groß wirkenden Busen, und die Entwicklung war bei allen so gleichmäßig, dass die nach einem Schnitt gefertigten Uniformen vielleicht zum Teil künstlich aufgefüllt waren. Offenbar müssen alle Güter in Russland wenigstens gleichmäßig verteilt erscheinen. Gegen Abend zogen ihre Regimente mit forschem Schritt durch die Straßen, und dabei sangen sie mit rauen Kehlen immer dieselben zwei oder drei Lieder, die eine sehr ins Ohr fallende, mitreißende Melodie hatten. Die Kinder konnten sie, wie wir alle, auswendig.

Es gab auch Ärztinnen und einen Zwischentyp vor der Krankenschwester, den wir mit Feldscher bezeichnen würden. Über ihre Fähigkeiten habe ich nichts erfahren können. Dafür lernte ich mehrere russische Ärzte kennen, darunter einen, der zwei Häuser von uns in dem großen Eisenbahnverwaltungsgebäude ein Lazarett eingerichtet hatte. Er war ein

Mann von ca. 30 Jahren und sprach gut deutsch. Als er uns entdeckt hatte, besuchte er uns öfter, trank bei uns Tee, brachte Zigaretten mit, und wir fachsimpelten. Manchmal half er auch mit Medikamenten aus, dafür half ich ihm dann bei Knochenbrüchen und sonstigen Fällen, die in mein Fach schlugen. Leider dauerten diese Beziehungen nicht lange. Eines Tages kam er Abschied nehmen, weil es unangenehm aufgefallen war, dass er mit Deutschen verkehrte. Diese Verbindung brachte uns aber etwas Gutes, was für uns von Bedeutung wurde. Er hatte einen höheren Militärarzt bei uns eingeführt, der regen Anteil an unserem ärztlichen Betrieb nahm und befahl, dass wir aus dem Keller in die nächste Etage hinaufziehen sollten. Als ich ihn vorsichtig auf die Gefahren aufmerksam machten, denn man durfte nur Gutes über die russischen Soldaten sagen, ließ er uns an die Haus- und hintere Gartentüre eine Papptafel nageln, auf der „Eintritt für Soldaten verboten“ stand, weil hier eine Klinik eingerichtet wäre. Dazu natürlich mehrere rote und blaue Stempel. Das half zwar nicht immer, gab aber doch viel mehr Ruhe.

Der Umzug gab ein Jubelfest für uns alle. Endlich befreit von den engen Kellerräumen, endlich die Aussicht, wieder in einem Bett zu schlafen und sich ausziehen zu können. Die Kinder mussten allerdings weiter auf den Fußböden auf Matratzen liegen – wo sollten wir so viele Bettgestelle herbekommen? Hier war eine große Küche und ein Nebengelass. Zwei große Zimmer richteten wir als Krankenstuben ein. Später benutzten wir auch die nächste Etage dazu.

Mein Arbeitszimmer wurde Sprech- und Operationsraum. Doch es brauchte Zeit, um alles einzurichten, denn inzwischen hatten Vandalen dort gehaust.

Man durfte jetzt am Tage auf die Straße gehen, und so bekamen wir auch bald von Deutschen Besuch, die wegen ihrer seelischen und körperlichen Leiden Rat suchten. Wie ich jetzt erfuhr, waren außer mir noch zwei deutsche Ärzte in der Stadt verblieben: der über 70 Jahre alte Obermedizinalrat Dr. Laufenberg und Dr. Stern, der auf der Durchreise festgehalten wurde. Er hatte sich schon früher in Elbing zur Ruhe gesetzt. Bis zum Tode von Dr. Laufenberg, der im April an Typhus starb, haben wir zusammengearbeitet. Dr. Stern konnte zur selben Zeit mit einem Russenzug, der von deutschem Personal gefahren wurde, entkommen. Diese Gelegenheit haben dann viele Deutsche benutzt.

Unser Klinikbetrieb nahm nun allmählich geregelte Formen an. Die Russen hatten eine Hauptkommandantur in der Wilhelmstraße, einige Häuser hinter der Hauptpost, eingerichtet, die ich dann fast täglich aufsuchen musste. Zunächst wurde angeordnet, von allen Patienten und Angestellten Listen mit Namen und sonstigen Angaben zur Person einzureichen. Dann bekamen wir alle Personalausweise ohne Lichtbild. Aufgrund dieser Listen wurden uns Lebensmittel zugebilligt, die allerdings ziemlich unregelmäßig ausgegeben wurden. Ich fuhr dazu mit einem größeren Jungen von uns mit einem Handwagen nach der Wilhelmstraße. Nachdem wir mehrere Stunden dort gewartet hatten, bekamen wir etwas zugeteilt – oder

auch nicht. Es war gewöhnlich ein Sack Erbsen, Grütze oder Graupen und etwas Margarine, gelegentlich auch Zucker oder Salz. Die übrigen Lebensmittel mussten wir sonst woher „besorgen“. Dazu gab es bald mehr Gelegenheit. Einige unserer größeren Jungen, die gehen konnten (sie waren aus dem Dorotheenhaus nachgekommen), machten Streifzüge durch die Nachbarschaft und brachten häufig die unerwartetsten Dinge an. Im Keller eines Geschäftes fanden sie z.B. ein großes Lager von Seife und Seifenpulver, Bürsten, Besen und sonstige Dinge, die wir schon ein Jahr vorher nicht hatten kaufen können. Ganz großzügige Exkursionen unternahm der Hausmeister, obwohl er ein Kunstbein trug und auch mehrere Finger im Bergwerk verloren hatte. In kurzer Zeit besaßen wir mehrere Pferde und Kühe und einen Hühnerhof. Jetzt hatten wir für die Kinder täglich Milch, und wir konnten auch an manche hungrigen Besucher etwas abgeben.

Mit dem Wagen konnte nun auch leichter Wasser in größeren Mengen angefahren werden. Bei einem solchen Ausflug entdeckte ich, dass in der ca. drei Kilometer entfernt liegenden Lungenheilstätte „Frauenwohl“, die nur teilweise ausgebrannt war, noch größere Bestände von wertvollen Medikamenten lagerten. Die Anstalt lag etwas versteckt im Walde, und soweit hinaus hatten sich bisher wenige Plünderer gewagt. Ich hatte mir zur Sicherheit von der russischen Kommandantur eine abgestempelte Bescheinigung geben lassen, die mich berechnigte, Medikamente, wo ich sie fand, zu sammeln. So machten wir in „Frauenwohl“ reiche Beute.

Besonders wertvoll wurden größere Mengen von Sulfonamid-Präparaten Morphium, Schlafmitteln und manches andere, was wir in unserem Klinikbetrieb nötig brauchten. Wir fanden auch Kohlen und Kartoffeln und waren sehr froh, unsere Bestände auffüllen zu können. Der Wagen fuhr dann recht oft nach „Frauenwohl“, wobei wir das Glück hatten, immer wieder gut nach Hause zu kommen. Mit Erlaubnis der Russen richtete ich jetzt bei uns ein Ambulatorium für die weiter zusammengeschmolzene deutsche Bevölkerung ein. Die Russen hatten die Familien, die durch die Brände obdachlos geworden waren, in bestimmten Vororten angesiedelt. Diese Menschen hatten nur wenige Sachen mitnehmen dürfen. Später mussten auch die übrigen Deutschen ihre Wohnungen verlassen und zogen mit einem Koffer in der Hand zu den Siedlungen. Ihre Wohnungseinrichtungen wurden dann von den Russen beschlagnahmt und abtransportiert. Jetzt mussten sich auch diese Deutschen truppweise auf der Kommandantur melden, um Ausweise zu empfangen. Alle Arbeitsfähigen vom 14. Lebensjahr ab, ohne obere Altersgrenze, beiderlei Geschlechts, wurden zurückbehalten und verschickt. Die nicht erschienen, wurden häufig, auch nachts, abgeholt. Soweit keine Transportmittel nach Russland zur Verfügung standen, wurden sie unter elendesten Bedingungen in Lager gesperrt. Häufig stellte man dann Trupps zusammen und ließ sie unter Bewachung mit unbestimmtem Ziel abmarschieren. Bei dem starken Frost warfen sie unterwegs sehr bald ihre Koffer weg. Nach kilometerweiten Märschen

kehrten sie dann wieder zu den Lagern zurück. Viele blieben unterwegs liegen und tauchten später in Allenstein mit an- oder abgefrorenen Gliedern auf. Sie bildeten dann die Hauptklientel in unserem Ambulatorium. Manche waren noch zu heilen. Vielen habe ich Finger und Zehen amputieren müssen. Außer an Erfrierungen litten fast alle an schwerer Dysenterie. Vielleicht war auch schon mancher Typhusfall dabei. Alle waren stark abgemagert und zeigten typische Schäden von Vitaminmangel. Die Verpflegung in den Lagern war miserabel und ganz einseitig. Die ausgemergelten Menschen, von denen die Mädchen und Frauen fast alle geschlechtskrank waren, starben in Massen.

Auch zu uns kam öfter die Suchkommission. Dem jungen M. hatte ich den Gipsverband schließlich abnehmen müssen. Er und seine Braut wurden angeblich zum „Papiere prüfen“ mitgenommen. Wir sahen sie nicht mehr wieder. Einmal kamen drei sehr robust auftretende Offiziere und erklärten, den Pflegedienst könnten auch alte Weiber machen. Die Schwestern sollten zu anderer Arbeit mitgehen. Es gab einen schweren Kampf. Erst als ich ihnen sagte, dass zur Pflege der an Knochentuberkulose leidenden Kinder Spezialausbildung erforderlich sei, wenn eine Verschleppung und Übertragung der Tuberkulose vermieden werden sollte, zogen sie ab. Vor Tuberkulose hatten sie Respekt. Das Wort wirkte noch öfter Wunder.

Inzwischen hatten Dr. Laufenberg und Dr. Stern auch im Marienkrankenhaus in einem vom Feuer verschonten Flügel ein Ambulatorium

aufgemacht und einige Krankenbetten eingerichtet. Dr. Stern war auch als Chirurg ausgebildet, und Dr. Laufenberg war Facharzt für innere Krankheiten. Wir arbeiteten eng zusammen und tauschten Fälle aus, je nach dem Fachgebiet, in dem sie der Behandlung bedurften. Die Behandlung war natürlich kostenlos, auch Verbandzeuge und Medikamente lieferten wir an die Patienten. Geld kursierte sowieso nicht, und es gab auch keine Läden, wo man hätte etwas kaufen können. Trotzdem gab es „dankbare Patienten“. So erhielten wir gelegentlich eine Schachtel Streichhölzer oder ein Licht, welche für uns unschätzbare Wertgegenstände bildeten. Petroleum war sehr knapp geworden, so dass nur im Notfall eine Lampe angesteckt werden durfte. Nach unserem Tagesprogramm mussten mit Beginn der Dunkelheit alle Arbeiten abgeschlossen sein.

Die Russen begannen nun, die Straßen aufräumen zu lassen. Ältere „Damen der Gesellschaft“ mussten Schnee schaufeln und aus den Rinnsteinen das Eis heraushacken, ferner wurden die Schuttmassen in den Hauptverkehrsstraßen zusammengeschaufelt, auf Handwagen geladen und weggekart. Als Aufseher beschäftigten die Russen dabei Deutsche, die sich bei der Kommandantur als Kommunisten ausgewiesen hatten und hofften, gleich einen fetten Posten zu bekommen. Sie behandelten die ihnen unterstellten Frauen sehr grob. Ein besonders übler Kerl gab einer Frau einen solchen Fußtritt, dass sie hinfiel und sich einen Schenkelhals brach. Nach früherem Muster nannten sich diese Männer,

die auf einzelne noch bewohnte Stadtviertel verteilt waren, „Blockleiter“ und haben diesem verhassten Titel keinen neuen Glanz verleihen können. Die intelligent erscheinenden „Kommunisten“ wurden in einer Weise beschäftigt, die für die Russen wertvoller war. Sie mussten Spitzeldienste verrichten. Sie sollten nach Nazis suchen und in der Bevölkerung nach verdächtigen Bemerkungen herumhören. Da ständig Flüchtlinge zurückkehrten, die auf ihrer Flucht nicht weit gekommen waren, standen sie als Aufpasser am Bahnhof und auf den Zufahrtsstraßen und warteten auf Opfer. Jeden Mittwoch mussten sie sich auf der GPU, wie die russische geheime Staatspolizei damals hieß, melden. Konnten sie in der ersten Woche nichts angeben, wurden sie verwarnt, in der zweiten Woche verprügelt und in der dritten Woche verschickt. Mancher hat mich um Rat gefragt, wie er entfliehen könne. Ich konnte dabei nicht helfen.

Gern hätte ich Frau Rechtsanwältin U. geholfen, einer sehr resoluten Dame und guten Rednerin. Sie war eine wütende Hitlergegnerin und hatte der Stauffenberg-Bewegung angehört, die das Hitlerattentat versuchte. Als die Russen mit den Vergewaltigungen begannen, ging sie couragiert auf die Kommandantur und erklärte: „Das Verhalten ist ein Skandal, diese Schandtaten widersprechen den internationalen Vereinbarungen. Ich habe regelmäßig die Radiosendungen von Moskau gehört, und was Sie da treiben, ist nicht im Sinne Stalins!“ Der Erfolg war, dass sie gleich dabeihalten wurde, weil sie Beleidigungen über die russische Armee ausgesprochen hatte. Sie soll furchtbar be-

handelt worden sein. Später wurde sie im Keller des GPU-Gebäudes in der Langgasse untergebracht, der ungeheizt war und keine Möblierung enthielt. Wir erfuhren das von einer Sekretärin, die dort arbeitete und bei mir heimlich Patientin war. Nach weiterem Bericht soll Frau U. schließlich geistesverwirrt nach Russland verschickt worden sein. Ein furchtbares Ende nach einer so heroischen Tat.

Eines Abends wurde uns ein in russisch und deutsch abgefasster Befehl gebracht, nach dem wir uns am nächsten Morgen alle auf der Kommandantur in der Kaiserstraße einfinden sollten. Das war ein harter Schlag, denn wir wussten, dass wir wahrscheinlich alle dort bleiben müssten. Ich glaube, in der Nacht hat niemand von uns geschlafen, und am Morgen schmeckte das Frühstück nicht. Wir zogen uns warm an und marschierten, bis auf eine Schwester, die bei den Kindern blieb, geschlossen nach der Kaiserstraße. Dort standen schon viele Menschen auf dem Hof und warteten. Es wurden immer mehrere in das Büro gerufen und danach draußen zu Trupps zusammengestellt. Was das bedeutete, wussten wir nur zu gut. Schlimmeres, als was uns da bevorstand, konnte kaum kommen. Es musste etwas gewagt werden. So beschlossen wir, einzeln, möglichst unbemerkt zurückzugehen, erst die jüngeren, dann die älteren Schwestern und das übrige Personal und zum Schluss meine Frau und ich. Während die ersten gingen, unterhielt ich mich mit einem Posten, den ich kannte, denn ich war oft genug auch auf dieser Kommandantur gewesen. Ich bot ihm Zigaretten an und lenkte ihn ab, so gut es

ging. Nebenher schielte ich nach den Schwestern und sah, wie sie sich geschickt von dannen machten. Schließlich waren alle weg, bis auf meine Frau. Sie erklärte dem Posten einfach, sie müsse einmal weggehen und entfernte sich, ohne die Antwort abzuwarten. Ich schlug dem Posten vor, doch wieder einmal zu uns zu kommen, ich hätte noch einen Schnaps für ihn. Als meine Frau nicht zurückkehrte, stellte ich mich unruhig und erklärte, ich müsse nach ihr sehen. Dafür hatte der Posten jetzt, mit Aussicht auf den Schnaps, Verständnis. Er hatte auch wohl das Spiel durchschaut. Jedenfalls durfte ich gehen. Wir wurden nicht wieder bestellt.

Später wurde ich an einem Nachmittag von einem Soldaten zur Hauptkommandantur nach der Wilhelmstraße geholt. Der Mann sprach fließend deutsch und wurde als Dolmetscher beschäftigt. Er war sehr freundlich, konnte mir aber nicht sagen, weshalb ich gerufen wurde. Auf der Kommandantur ging es dann harmlos zu. Man erkundigte sich nach einem polnischen Kind, das bei uns lag. Ein Onkel des Kindes, ein polnischer Pfarrer, hätte sich danach erkundigt, um es zu sich zu nehmen. Ich war gern damit einverstanden; wir würden einen Esser weniger haben. Am nächsten Tag kam der Pfarrer, der ein feines pädagogisches Talent zeigte. Das etwa drei Jahre alte Kind kannte ihn nicht und war sehr scheu. Der Pfarrer bat, zwei Tage bei uns bleiben zu dürfen. Während der Zeit brachte er dem Kind alle Speisen, und da es schon etwas gehen konnte (es litt an einer Knietuberkulose) ging er mit dem Kind im Garten spa-

zieren. Am zweiten Tag war es mit dem Onkel so vertraut, dass es ohne Schwierigkeiten mit ihm das Haus verließ. Wir haben noch einige Kinder der Landbevölkerung so entlassen können. Der Pfarrer war übrigens so glücklich, seine kleine Nichte noch lebendig wiederzufinden, dass er dem Haus 300 Zloty schenkte, die wir später gut verwenden konnten.

Die Polen kommen.

Anfang April begannen zuerst einzelne, dann mehr und mehr Polen einzusickern. Sie waren in einem entsetzlich abgerissenen Zustand. Die Kleider zerrissen und verschmutzt, um die Füße nur Lappen gewickelt. Sie kamen aus Weißrussland und hatten Jahre hindurch erst unter Deutschen, dann unter den Russen gelitten. Es waren solche, die nicht wie die anderen unterwegs erfroren oder verhungert waren. Sie waren die ersten Pioniere und sehr rührig. In kurzer Zeit richteten sie in Ruinen oder in Lauben, die sie aus den Gärten herbeischafften, kleine Läden ein und verkauften dort alte Kleider oder Lebensmittel. Als später aus Schweden und Amerika große Mengen von Paketen als Hilfsaktion eintrafen, konnte man alles, was in den Paketen war, in diesen Buden kaufen.

Dann kamen auch „hohe Herren“, und wir erfuhren, dass am 30. Mai 1945 die Polen die Regierung und Verwaltung von Stadt und Land übernehmen würden. Das russische Militär wurde abgezogen (wenigstens pro forma), aber die russische Kommandantur in der Wilhelmstraße blieb bestehen. Die Polen begannen, die Schäden am Rathaus, dem Regierungsgebäude und der Hauptpost und an weniger zerstörten anderen

Gebäuden auszubessern. Später wurden mit Hilfe des deutschen Ingenieurs Sch. die Wasserwerke, die Gasanstalt und das Elektrizitätswerk wieder in Betrieb gesetzt. Ein Jahr später fuhr sogar auf kurzer Strecke die elektrische Bahn wieder. Sch. war auf seiner Flucht bis Wittenberg gekommen, hatte dort aber keine geeignete Arbeit gefunden. Als man ihm erzählte, in Allenstein sei nichts zerstört und die Einwohner bekämen ihre Geschäfte wieder, kehrte er zurück und war dann erstaunt, was er vorfand. So ist es noch vielen Deutschen ergangen; wenn sie zurückkamen, wurden sie von den am Bahnhof wartenden Spitzeln erkannt, dann bald verhaftet und nach Russland transportiert.

Im Rathaus wurde in der ersten Etage die Stadtverwaltung, in der zweiten die Regierung untergebracht. Das Regierungsgebäude bezog die Eisenbahndirektion. Das frühere Amtsgericht wurde Sitz der Polizei, d.h. der Miliz und der „U-B“, also der geheimen Staatspolizei. In die Mittelschule am Belianplatz zog das Gericht ein. An der Spitze standen viele „Präsidenten“. Die meisten Polen, die ankamen, wurden „Beamte“. Es wimmelte bald in allen Ämtern von Sekretären und Sekretärinnen, und sie begrüßten sich gegenseitig mit Handküssen. Das hörte auch nicht auf, als es bei der großen Typhusepidemie durch Anschläge verboten wurde.

Man richtete jetzt auch das Marienkrankenhaus wieder ein und machte die frühere Säuglingsklinik zum Eisenbahnerkrankenhaus. Mit letzterem sollte ich später eine ernste Bekanntschaft machen und dort Schwestern

wiederfinden, die ich schon früher im Marienkrankenhaus gekannt hatte. Es waren Nonnen, die die Russen ergriffen und ins Gefängnis gesperrt hatten. Das war gleich am Anfang gewesen, als das Gefängnis, trotz des starken Frostes, nicht geheizt wurde und die Räume so überfüllt waren, dass die Insassen sich kaum rühren konnten. Jetzt hatten die Polen die Nonnen freigelassen. Sie waren, ebenso wie der Erzpriester, zum Polentum übergetreten. Das kam auch sonst vielfach zwangsweise vor. Die Polen erklärten beispielsweise, dass alle Einwohner, deren Name auf „ki“ endigte, von polnischer Abstammung wären und machten sie zu Polen. Das hatte, soweit es Bauern betraf, gewisse Vorteile.

Für uns wurde die Situation auch kritischer. Zunächst mussten wir wieder Listen einreichen und polnische Fragebogen ausfüllen, die wir nicht lesen konnten. Daraus entstand für einige Sekretärinnen im Rathaus ein gutes Geschäft. Die Bevölkerung und auch wir standen dort in langen Reihen an, um für uns die Bogen ausfüllen zu lassen. Das kostete natürlich Geld. Es war jetzt polnisches Geld im Umlauf. Deutsches Geld war wertlos und wurde noch nicht eingewechselt. Später, als Polen unter der Hand Beziehungen mit Deutschen außerhalb Polens aufnahmen und Deutsche ins Reich abtransportiert wurden, wurde das anders. Wir konnten jetzt für uns alle das von dem polnischen Pfarrer gestiftete polnische Geld verwenden. Später verkauften wir Porzellan, Bücher, Kristall und Teppiche etc., obwohl es streng verboten war, denn wir hatten kein Eigentumsrecht an unseren Sachen mehr.

Schließlich bekamen wir alle, auch die Kinder, befristete neue Ausweise. Wichtiger war, ob wir auch Lebensmittel bekommen würden. Die Polen schickten uns zu den Russen, weil sie angeblich selbst nichts hätten, und die Russen erklärten, sie hätten mit der Verwaltung nichts mehr zu tun und wir wären jetzt den Polen unterstellt. Nach langer Verhandlung gelang es, von der russischen Kommandantur ein abgestempeltes Schreiben zu bekommen, das die Polen offiziell anwies, uns zu beliefern. Mit diesem Schreiben ließ ich mich durch Vermittlung eines polnischen evangelischen Pfarrers, der aus Lyck stammte, beim „Präsidenten“ einführen. Das half, denn das Schreiben, das ich nicht lesen konnte, muss wohl sehr deutlich gewesen sein. Wir bekamen alle Lebensmittelkarten und konnten uns darauf an der städtischen Ausgabe die Sachen abholen – wenn etwas da war. Ich habe sehr häufig mehrere Stunden in den Vorzimmern vergeblich zugebracht, während der Junge, der mich begleiten musste, draußen unseren Handwagen bewachte, damit er nicht inzwischen weggestohlen wurde. Ich musste immer persönlich zum Empfang der Lebensmittel erscheinen, was mich viel von der jetzt sehr reichlichen Arbeit abzog. Bald kam ich dahinter, dass die Räder besser liefen, wenn man sie schmierte. Die Beamten bekamen alle ein so niedriges Gehalt, dass sie unmöglich davon leben konnten. Sie mussten eine Nebenbeschäftigung haben oder waren auf Bestechung angewiesen. Frauen der höchsten Beamten, auch der Milizoffiziere, machten Verkaufsbuden auf. Die Frau eines Milizmajors

bewirtschaftete eine Kneipe usw. Ich kam später sehr viel in diese Kreise, denn nach dem Tod von Dr. Laufenberg und der Abreise von Dr. Stern war ich der einzige deutsche Arzt. Wie das Fremde immer mehr Zusppruch hat, wurde ich eine Art Modearzt. Das gab interessante Einblicke in alle Kreise der neuen Gesellschaft. Bald nachdem die Polen gekommen waren, wurde ich zu einer Besprechung ins Rathaus bestellt. Die Russen hatten verlangt, dass die geisteskranken Frauen, die noch in Kortau verblieben waren, dort wegkämten. Man wusste nicht, wohin mit ihnen. Ich bereitete für sie die Turnhalle der Oberrealschule vor, die außer einigen Dachschäden in Ordnung war. Schon am nächsten Tag brachten die Russen die sehr erregten Frauen in Lastwagen an. Sie hatten fast kein Gepäck bei sich und waren so blöde, dass sie nicht einmal ihren Namen angeben konnten; erst als auf mein Drängen einige Schwestern und ein Wärter aus Kortau dazukamen, konnten wir Namenslisten anfertigen. Zunächst bekamen wir keine Lebensmittel für die Kranken. So viel ich konnte, brachte ich Speisen von uns in die Turnhalle, außerdem bettelte ich bei den Deutschen, die in der benachbarten Volksschule untergebracht waren. Wieder drückte ich mit Hilfe der Russen auf die Polen und erreichte, dass ich täglich um 2 Uhr einen Kessel mit Suppe von einer öffentlichen Ausgabestelle abholen durfte. Das war wieder eine Handwagenfuhr mehr pro Tag. Da wir nur einen Kessel voll abholen durften, holte ich den großen Waschkessel aus dem Dorotheenhaus, aber selbst dieser enthielt nur soviel, dass jeder

der Patienten nur eine flache Schale Suppe bekommen konnte, wovon natürlich niemand satt wurde. Soweit die Frauen gehen konnten, schlugen sie sich um die Schüsseln, wobei noch manches verschüttet wurde. Viele hatten schon Dysenterie und einige auch Typhus. Wir hatten im Dorotheenhaus nur wenige Steckbäcken vorgefunden, und die wenigen Schwestern reichten nicht aus, um die Patienten sauber zu halten. Die Wasserleitung funktionierte noch nicht. Tagsüber fuhr ein alter Mann, der dafür gepflegt wurde, nach der Alle, um Wasser zu holen. Die Alle war jetzt wenigstens im Bereich oberhalb von Allenstein von den Leichen gesäubert worden. Wie es weiter oberhalb aussah, wussten wir nicht. Die Frauen, die alles unter sich ließen, lagen also vielfach in ihrem Kot. Neues Stroh bekamen wir auch nicht. Es stank fürchterlich. Dazu hatten die Frauen Läuse und Wanzen. Keine hatte einen Kamm. Wir hatten nur so viele, dass wir kaum die Kinder damit pflegen konnten. So waren die Haare der Patientinnen zu stinkenden, schorfigen Weichselzöpfen verklebt.

Die Frauen starben wie die Fliegen. Sie verhungerten. Täglich musste ich zum Rathaus, um Totenscheine auszuscheiden. Ich durfte als Todesursache aber nicht „verhungert“ schreiben, sondern „entkräftet“, „Altersschwäche“, „Herzfehler“ usw. Sträubte ich mich gegen diese Lüge, dann drohten die Beamten mir mit Gefängnis. Mir konnte es schließlich gleich sein, was die Polen in ihren Akten stehen haben wollten. Die Hilfe, die ich vielen Menschen, solange ich in Freiheit war, bringen konnte, war wichtiger.

Alle Woche erschienen jetzt Anschläge, wonach alle Deutschen oder die Bewohner bestimmter Stadtgegenden oder Leute mit bestimmten Anfangsbuchstaben sich auf dem Rathaus melden sollten, um Fahrscheine für die Abreise zu empfangen. Gewöhnlich fuhr dann aber nachher kein Zug, und es blieb beim Alten. Die Zustände in der Turnhalle waren nicht mehr mit anzusehen, so dass ich meinerseits zu handeln beschloss. Ich hatte den russischen Eisenbahnmajor kennen gelernt, einen Juden, der etwas deutsch sprach, wie fast alle russischen Juden. Mit ihm verhandelte ich. Täglich kamen jetzt von Berlin beladene Beutezüge, die von deutschem Personal gefahren wurden. An der alten russischen Grenze, wo eine breitere Gleisspur begann, wurden die Züge ausgeladen und kehrten leer wieder zurück. Ich fragte nun den Major, ob er mir von den leeren Wagen drei zur Verfügung stellen könnte. Als ich ihm die Lage der Kranken ganz offen unter vier Augen schilderte, willigte er ein und gab mir eine entsprechende Bescheinigung. Als ich damit zu den Polen kam, waren sie froh, die Kranken loszuwerden und gaben freudig ihre Zustimmung. Sogar Lastwagen stellten sie, um sie zum Bahnhof zu bringen. Die Gelegenheit musste aber auch sonst genutzt werden. Ich stellte noch am gleichen Tag eine Reihe Frauen und einige Männer als Pflegepersonal an, die mir befreundet waren. Am nächsten Morgen fuhren alle zur Bahnrampe, wo der Zug schon bereit stand. Wie ich später erfuhr, sind noch einige Frauen unterwegs gestorben, die anderen sind, bis auf einige Belästigungen auf der dreitägi-

gen Fahrt, in Berlin gut angekommen. Wir waren wieder eine Sorge los. Ich habe schon mehrfach das „Dorotheenhaus“ erwähnt. Die dort zurückgelassenen Patienten waren entweder zu uns gekommen oder hatten sich selbstständig gemacht. Die Schwestern waren auch zu uns gekommen. Die übrigen Angestellten hatten sich verlaufen, denn wir konnten sie ja nicht alle bei uns aufnehmen. Als ich das Haus zum ersten Mal wieder betrat, sah es dort wüst aus. Auch hier waren Zentralheizungskörper gesprungen und viel Wasser in die Räume gelaufen. Die Russen hatten den großen Röntgenapparat auf ungeschickteste Weise herausgebrochen und die Treppen herunter geschleift, wobei die Holzstufen arg mitgenommen waren. Merkwürdigerweise war nicht alles gestohlen. Die 80 eisernen Kinderbetten konnte niemand gebrauchen, sie wären ohne Fuhrwerk auch schlecht wegzubringen gewesen. Aber es fand sich auch noch etwas Wäsche und eine Menge Kochtöpfe und Geschirr. Ich wusste nun eine gute Verwendung für das Haus. Durch den rücksichtslosen Abtransport so vieler Erwachsener durch die Russen waren viele Kinder ohne jede Aufsicht elternlos zurückgeblieben. Die Mütter hatten nur die Babys auf dem Arm mitnehmen können. Wenn die Frauen auf der Straße aufgegriffen wurden, war auch das nicht möglich gewesen. Mir wurde gemeldet, dass in den Siedlungen in manchen Häusern vier bis fünf und mehr verlassene Kinder hausten, die so gut es ging sich selbst versorgten oder verhungerten. Sehr viele dieser Kinder waren krank. Es lagen auch Leichen herum.

Ich sammelte die Adressen und ging mit einer Liste, die etwa 80 Kinder verzeichnete, zu den Russen. Offenbar hatten die Kommandanten von den Kindern gehört und wussten von ihrem Schicksal. Als ich vorschlug, das „Dorotheenhaus“ zum Waisenhaus einzurichten, gingen sie sehr gern darauf ein und versprachen auch, mir Lebensmittel zur Verfügung zu stellen. Der Plan war bald durchgeführt. Ich holte mir die sehr tüchtige Schwester Anna als Leiterin und den Schneidermeister R. als „Hausvater“. Einige Frauen, die sich freuten, mit der Arbeit Wohnung und Verpflegung zu bekommen, waren auch bald gefunden. Da die Zentralheizung nicht zu reparieren war, suchten wir die leeren umliegenden Häuser nach eisernen Öfen ab, bauten sie bei uns ein und legten aus Mangel an Schornsteinen die Abzugsrohre zum Fenster hinaus. Schwieriger war es in der Küche. Es war dort zwar ein Abzugskamin, doch er war seit Jahren nicht gebraucht oder gereinigt worden und zog daher nicht; in kurzer Zeit bekamen wir auch ihn in Ordnung.

Die Kinder kamen in einem schrecklich verwahrlosten Zustand an. Sie waren schmutzig und nur dürrig in Lumpen gehüllt. Manche waren bis auf die Knochen abgemagert. Viele litten an Dysenterie, ihre Haut war mit Schorf bedeckt, auch Läuse und Wanzen waren keine Seltenheit. Die Kinder mussten sehr vorsichtig ernährt werden, denn die an keine regelmäßige Nahrung gewöhnten Mägen und Verdauungswege versagten ihre Arbeit. Manche starben trotz größter Sorgfalt und der reichen Erfahrung der unermüdlichen Schwester

Anna. Wir fanden auch eine Lehrerin, die die größeren Kinder unterrichtete und mit allen spielte oder sie sonst beschäftigte. Die kleineren Kinder wussten nicht, wie sie hießen, so dass wir ihnen provisorische Namen geben mussten. Bald war ein reges Leben und Treiben in dem ganzen Haus, und wenn ich zur „Visite“ kam, hörte ich schon von weitem fröhlichen Gesang. Leider dauerte das nicht lange. Als die Polen sich etwas eingerichtet hatten, drängten sie das von mir angestellte Personal allmählich hinaus. Es kamen dann mehrere polnische Ärzte, die dem polnischen Personal Verordnungen machten, die z.T. meinen Anordnungen zuwiderliefen, so dass ich auch das Feld räumen musste. Mit mir gingen auch die letzten deutschen Angestellten unseres Waisenhauses. Es wurde nun nur noch polnisch gesprochen, obwohl die Kinder kein Wort davon verstanden. Doch Kinder lernen sehr schnell eine fremde Sprache, das erlebe ich jetzt hier in Australien bei den europäischen Emigrantenkindern. Als die ersten polnischen Schulen eröffnet waren, führten Kindergärtnerinnen die Kinder truppweise zum Unterricht. Wenn sie später nicht doch nach Deutschland ausgewiesen worden sind, wovon die Rede war, werden sie heute gute Polen geworden sein.

Jetzt konnte ich wieder meine ganze Arbeitskraft unseren Kindern und dem Ambulatorium zuwenden. Auch dort war die Zahl zusammengeschmolzen. Einige Kinder waren abgeholt worden, auch Todesfälle hatte es gegeben. Die Arbeit für die Schwestern war einfacher geworden, und es fiel vor allem die nächtliche Angst vor den Überfällen weg. Wie wenig hatten die

Schwestern in der ersten Zeit geschlafen, ständig gespannt lauschend, ob jemand kam. Wenn die Russen gekommen waren, hatten wir besonders die jungen Schwestern in einem kleinen dunklen Keller versteckt, der noch unter der Wohnküche im Keller lag. Dieser hatte nur einen kleinen Luftschacht, der außen am Erdboden ausmündete. Zum Einstieg musste die Klappe im Fußboden der Wohnküche geöffnet werden, dann führte eine Leiter hinab. Über die Klappe wurde wieder ein alter Teppich gelegt und ein Tisch daraufgestellt, so dass niemand ahnen konnte, dass darunter noch ein Raum lag. Die Russen haben ihn auch nie entdeckt. Trotz des unheimlichen Aufenthaltes haben unsere jungen Schwestern dort manche Nacht verbracht.

Diese Gefahr war nun also fast vorüber, aber es stiegen bald andere auf. Die Sorgen um die Verpflegung so vieler Menschen veranlassten mich, mit allen Mitteln an dem Plan zu arbeiten, die Kinder und das Personal, ebenso wie früher die Geisteskranken, nach Deutschland zu befördern. Das war aber schwieriger, weil die Polen die Geisteskranken gerne los werden wollten. Wie würden sie sich hierzu stellen? Zunächst erklärten sie, es wäre unmöglich, weil sie keinen Zug stellen könnten, denn an die Russen wollten sie sich nicht wenden. Ich bat sie darauf, mit ihrem Eisenbahnamt verhandeln zu dürfen. Ich fand einen älteren, sehr entgegenkommenden, erfahrenen Beamten. Er versuchte alles mögliche und bestellte mich des öfteren zu sich. So wurden wir vertrauter, zumal es sich um einen alten Beamten aus Westpreußen handelte, der nach dem ersten Krieg hatte zu

den Polen übertreten müssen. Als wir einmal unter vier Augen waren, rückte ich mit meinem russischen Plan heraus. Auch er sah darin die einzige Lösung und versprach, unter Ausschließung des bei den Polen sehr wichtigen Instanzenweges, sich direkt mit dem „Präsidenten“ in Verbindung zu setzen. Auch ich suchte den Präsidenten, der inzwischen mein Patient geworden war, auf. So erreichte ich schließlich seine Zustimmung. Aber damit hatte ich noch keinen Waggon.

Jetzt kam der zweite schwierige Weg zu den Russen. Zur Rückendeckung nahm ich mir vom polnischen Magistrat die russische Dolmetscherin mit, die auch meine Patientin war. Das sollte später noch aus einem ganz anderen Grund wertvoll werden. Wir wurden wieder von demselben freundlichen Eisenbahnmajor empfangen, den ich schon kannte. Diesmal ging er nicht auf meine Bitte sofort ein. Er war sehr kinderlieb und fürchtete, die Fahrt im Güterwagen, die bis Berlin immer noch drei bis vier Tage dauerte, würde für die Kinder zu anstrengend sein. Er wusste auch, dass die Züge unterwegs von Russen und Polen überfallen und ausgeraubt wurden. Seitdem der Krieg am 9. Mai beendet und Berlin besetzt war, hatten die Polen eine Reihe Transporte mit Deutschen durchgeführt. Sie wollten allmählich alle Deutschen hinausbringen. Diese Züge hielten unterwegs auf freiem Felde und dann fielen Horden von Polen oder Russen über sie her, warfen alles Gepäck zu den Fenstern hinaus, beraubten die Fahrgäste selbst ihrer Kleider, so dass sie in Berlin bei der Ankunft zunächst von Hilfsorganisati-

onen bekleidet werden mussten, bevor man sie aussteigen lassen konnte. Dem wollte der Eisenbahnmajor die Kinder nicht aussetzen. Ich schilderte ihm darauf die Schwierigkeit unserer Lage, besonders betreffs der Verpflegung. Bei der Tendenz, alle Deutschen auszuweisen, würden die Kinder die Fahrt in Kürze doch machen müssen. Warum also noch länger warten?

Nach langer Verhandlung willigte er ein. Ich sollte alles vorbereiten, besonders formgerechte Ausweis-papiere für alle besorgen und ihm melden, wann wir bereit wären. Das war noch eine schwere Aufgabe. Es musste mit vielen „Präsidenten“ verhandelt werden, die alle verschiedene Meinungen hatten. Gab der eine die Zusage, hatte der andere wieder Bedenken und Einwände. Als ich mein Ziel bei den „Spitzen“ erreicht hatte, begann der Kampf mit den Unterbeamten, die die Papiere ausfüllen mussten. Da ging es ohne „Schmierer“ nicht ab. Tagelang wanderte ich von Büro zu Büro, denn unsere Listen mussten den Instanzenweg gehen, bis ich zuletzt zu dem Mann mit den Stempeln kam. Hier erfuhr ich, dass ein Gesetz bestand, wonach „Spezialisten“ die Stadt nicht verlassen durften, und da ich ein „Spezialist“ sei, dürfe ich auf keinen Fall mitfahren. Dann sollten wenigstens die Kinder weg! Mir war bei dem Gedanken, zurückbleiben zu müssen, recht wehmütig zumute. Aber ich kam wenig zum Nachdenken.

Jedes Kind bekam wieder eine Papp-tafel um den Hals gehängt, auf der der Name und die Heimatadresse standen. Es waren nur noch Kinder, deren Angehörige nicht in Allenstein wohnten, bei uns, und niemand

wusste, was aus den Eltern geworden war und ob sie je ihre Kinder wiedersehen würden. Ich habe später Anfragen von einer dänischen oder norwegischen Suchkommission erhalten. Außer der Tafel hatte jedes Kind einen Beutel mit Lebensmitteln als eiserne Ration umgehängt. Schließlich wurden auch noch mehrere sehr große Säcke mit Wäsche, Kleidern, Lebensmitteln und Geräten aller Art vollgepackt. Sie waren so schwer, dass nur zwei Männer sie mit Mühe heben konnten.

Am Tage der Abreise, es war wohl Mitte Juli, leider weiß ich nicht mehr das genaue Datum, waren wir schon beim Morgengrauen auf den Beinen. Unser Kastenwagen fuhr viele Male hoch beladen zum Bahnhof. Es war unbestimmt, wann der Zug einfuhr. Wir sollten nur „morgens“ da sein. Um sieben Uhr war alles auf Bahnsteig I, unter der stark zerschossenen Überdachung am Bahnhofsgebäude gelagert. Es war ein sehr warmer Tag mit Gewitterneigung. Die Kinder lagen in mehreren Reihen auf dem Boden, die Erwachsenen um sie herum, und daneben war das Gepäck gestapelt. Ich hatte noch kurz vor dem Verlassen des Hauses alle versammelt und eine kleine Abschiedsrede gehalten, in der ich besonders den Schwestern für die geleistete schwere Arbeit unter so schwierigen Verhältnissen dankte und allen gute Reise wünschte. Als Abschiedsgeschenk übergab ich ihnen alles deutsche Geld, das ich noch hatte. Es waren einige hundert Mark.

Als gegen zehn Uhr immer noch kein Zug da war, wurden wir etwas unruhig. Einzelne Russen begannen, sich an unser Gepäck heranzumachen, so

dass wir die Kinder um es herum lagern mussten. Ich ging wieder zum Bahnhofskommandanten. Er meinte, wir müssten Geduld haben, der Zug würde bestimmt kommen, aber er wüsste niemals genau die Zeit. Ein Zug wäre bisher jeden Tag durchgekommen. Die unsichere Nachricht hob nicht die Stimmung, zumal sich das Gewitter langsam näherte und sich gegen Mittag entlud. Erst gegen Abend lief der Zug ein. Während wir die Kinder in den leeren Viehwagen luden, stand ein Beamter mit der Liste dabei und kontrollierte genau, wer einstieg. Noch einmal verabschiedete ich mich von allen, und ich weiß nicht, ob wir, wenn meine Frau am Zug gewesen wäre, nicht doch mit untergeschlüpft wären. Es wäre uns dann viel Elend erspart geblieben. Der Zug rollte hinaus und ich atmete auf, als soweit alles gelungen war, so dass die Kinder wieder nach Deutschland kommen würden. Damit war die Aufgabe erfüllt, dererwegen meine Frau und ich in Allenstein geblieben waren. Wenn ich jetzt auf unsere Lage von damals zurückschaue, muss ich es

für ein großes Glück ansehen, dass wir am 21. Januar 1945 mit den Kindern nicht in einem der Flüchtlingszüge mitkamen. Diese Züge kamen nicht mehr aus Ostpreußen heraus, und die Insassen mussten über das Frische Haff, dessen Eis nicht mehr gut trug, nach der Nehrung wandern, um nach Danzig zu kommen. Mit den Kindern wäre das ganz unmöglich gewesen. Sie wären alle elend zugrunde gegangen, weil sie nicht gehen und mit den Verbänden auch nicht getragen werden konnten. Jetzt kamen sie nach drei bis vier Tagen wohlbehalten in Berlin an. Unterwegs wurde die Gesellschaft, wie man uns schrieb, mehrfach von Russen und Polen belästigt, wohl auch einiges Gepäck gestohlen, aber im Ganzen gesehen ging alles recht gut. In Berlin, wo alles in Trümmern lag, wusste zunächst niemand, wo man mit den Kindern hin sollte, bis sie schließlich im „Oskar-Helene-Heim“ in Berlin-Dahlem landeten, der großen orthopädischen Heilanstalt, wo ich unter Professor Biesalski von 1913 bis 1920 gearbeitet hatte.

(wird fortgesetzt)

Frühling

Nun blüht in Stadt und Land der Flieder auf –
blau ist die Welt von Blütendolden,
und Himmelschlüssel jeden Grund vergolden,
und Vogelsang klingt süß zu mir herauf.

Die jungen Saaten stehen hoch und dicht,
sie standen lange nicht so schön seit Jahren –
ich sah die Roggenmuhme drüber fahren,
lächelnd und stolz im weißen Mittagslicht.

Agnes Miegel

Letzter Sommer daheim

Der Rosen Duft
in den Gärten daheim
nie war er süßer
als damals im letzten Sommer –
noch klingt im Herzen
das Dangeln der Sensen.
Verträumtes Lied
da die Ähren sich neigten
in Demut.
Vom Osten her
dumpfes Grollen –
leise erbebte die Erde.
An den Rainen
blühte der Mohn,
zirpten die Grillen –
alles vergangen, verweht –
wie ein Traum in die Seele gesenkt.
Wenn die Nacht
unser Land sanft umhüllte
sang bei den Erlen am Fluss
ein Pirol;
ostwärts aber
kündete roter Schein
Brand, Krieg und Tod!
Unberührt von allem Geschehen
stieg am Morgen –
aus der Tiefe der Wälder –
wieder der Tag.

Eva Maria Sirowatka

Wiederkehr nach Allenstein - drei Jahrzehnte nach der Flucht

Von Eva M. Sirowatka

Endlich bricht die Sonne aus den Wolken hervor, zum ersten Mal seit Tagen. Der Sonderzug „Köln – Olsztyn“, der einmal wöchentlich in den Sommermonaten verkehrt, nähert sich Marienburg, heute Malbork genannt. Wir fahren auf die Brücke auf, die über die Nogat führt. Ich stehe im Gang und sehe die Nogat unter mir dahinfließen. Im kommenden Januar werden drei Jahrzehnte vergangen sein, seitdem ich das letzte Mal über diese Brücke fuhr, damals westwärts. Nach Schreckenstagen der Flucht von Allenstein über Spiegelberg, Guttstadt, Pr. Holland nach Elbing, hatten wir das große Glück, von dort aus von einem Lazarettzug bis Dirschau mitgenommen zu werden; meine Mutter, meine beiden Kinder und ich. Der Zug soll einer der letzten gewesen sein, die damals noch über die Brücke kamen. Wie einen Schattenriss sah ich im Milchgrau des Wintertages damals die Türme der Marienburg zum letzten Mal. Heute tauchen diese Türme vom Sonnenlicht umglänzt wieder vor mir auf. „Abschied und Wiederkehr“, aber keine Rückkehr für immer. Ich komme als Touristin mit einer Reisegesellschaft aus Westdeutschland für zwei Wochen in das Land meiner Jugend – Ermland und Masuren – heute „Warmia und Mazury“ genannt. In wenigen Stunden werde ich in Allenstein sein, dem heutigen Olsztyn. Allenstein, unsere einstige Kreisstadt, in der ich einige Jahre ein Lyzeum besuchte, in der ich nach meiner Hei-

rat in den letzten beiden Jahren bis zur Vertreibung wohnte. Noch leben Verwandte von uns in Masuren, Nachkommen eines Bruders meiner Mutter. Immer wieder schrieben sie uns: „Wann kommt ihr die alte Heimat und uns besuchen?“

Seit Jahren plante ich diese Reise. Sie musste immer wieder verschoben werden; heute erst, fast dreißig Jahre nachdem ich fortgehen musste von Allenstein, bin ich wieder auf dem Weg dorthin. Was hat sich zwischen diesem Abschied und der Wiederkehr nicht alles ereignet, an großem Weltgeschehen wie an eigenem Erleben!

Lebensstationen zwischen damals und heute, zwischen Abschied und Wiederkehr, waren Baden-Württemberg, Schleswig-Holstein, war mein Jahr in Schweden, bis wir im Zuge einer Umsiedlung 1950 in Rheinland-Pfalz auf den Höhen des Hunsrücks eine wohl endgültige neue Heimat fanden.

Langsam fährt der Zug in Olsztyn ein. Von hier aus scheint das Bild meiner Heimatstadt wenig verändert, wenn auch einige neue Hochbauten aus dem Panorama der Stadt herausragen. Die Türme des Schlosses, des neuen Rathauses und der Kirchen grüßen wie einst. Von meinen Verwandten, von Freunden, die vor mir Olsztyn besuchten, weiß ich, dass die Stadt seit 1945 ihre Einwohnerzahl verdoppelt hat und heute (1985) nahezu 100 000 Menschen hier leben. Olsztyn, Wojewodschaftshauptstadt, ist Großstadt geworden. Zwi-

schen Kortau und dem Wasserturm ist ein neuer Stadtteil mit modernen Hochhäusern entstanden. Die Stadt ist Industriezentrum geworden, sie besitzt Betriebe der Holz- und Konfektionsindustrie sowie des Maschinenbaus.

Von dem großen, neuen Bahnhof hat man mir berichtet, ein moderner Bau aus Stahl und Glas. Jetzt fahren wir in diesen Bahnhof ein, immer noch scheint die Sonne und macht alles licht und freundlich. Freundlich ist auch die Begrüßung des polnischen Reiseleiters von Orbis, der uns auf dem Bahnsteig empfängt. Ich bin seltsam bewegt, als ich hier auf dem Bahnhof in Olsztyn, zum ersten Mal nach so vielen Jahren, heimatlichen Boden betrete.

Wie oft bin ich in den vergangenen Jahren in meinen Träumen durch die Straßen Allensteins gegangen, durch endlose Straßen, ohne jemals ein Ziel zu erreichen. Nun, da ich wirklich durch diese Straßen wandere, glaube ich zu träumen. Eigentlich wollte ich nach der langen Reise im Hotel wenigstens eine oder zwei Stunden ruhen, aber ich bin viel zu erregt. Rasch packe ich das Nötigste aus, mache mich frisch, und dann zieht es mich zur Stadt, vom Hotel Warminski, das in diesen beiden Wochen Standort und Ausgangspunkt vieler Wege und Fahrten sein wird, durch die alten vertrauten Straßen der Innenstadt zu. Das Hotel liegt in der ehemaligen Roonstraße nur wenige Minuten von der Herz-Jesu-Kirche entfernt. Das schöne Wetter hat nicht lange gehalten. Eine Regenglocke hängt über der Stadt – es nieselt, die Straßen glänzen vor Nässe. Ich spüre den Regen kaum, ich gehe wie ein

Traumwandler durch die Schillerstraße zur Kaiserstraße. Die Linden blühen gerade wie einst, da ich als Schulmädchen so oft hier entlang schlenderte. Ich biege in die Bismarckstraße ein, wandere zur Langgasse. Viele der Häuser sind mir gut in Erinnerung. Sie sind alt geworden und grau und zeigen traurige Gesichter. In manchen Winkeln und Gassen scheint die Zeit stillgestanden zu sein, sogar das alte Kopfsteinpflaster existiert in manchen Gassen noch. Dafür gibt es andererseits in Olsztyn heute viele neue und moderne Autostraßen.

Das große Geschäftshaus am Anfang der Schillerstraße, in dem ich als Schülerin viele Jahre in einer Pension wohnte, gibt es nicht mehr. Auf dieser Straßenseite sind von dem Friedrich-Wilhelm-Platz bis zur Kaiserstraße die alten Häuser verschwunden, ein großer neuer Häuserblock ist entstanden, während auf der gegenüberliegenden Seite nicht eines der alten, bekannten Häuser fehlt. Lange stehe ich vor dem neuen Haus, das anstelle des alten Geschäftshauses gebaut wurde. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Aus einem Fenster im dritten Stockwerk scheint Licht. Dort ungefähr könnte sich einst das Zimmer befunden haben, in dem ich wohnte.

Wie jung und unbeschwert waren wir damals, meine Schulfreundinnen und ich! Niemand von uns ahnte, dass wir einmal unsere Heimat verlassen mussten und irgendwo, in alle Welt verstreut, leben würden.

Fazit einer Reise.

„Wenn Du in unserer Heimatstadt Allenstein noch manches wiederfinden willst, wie du es in Erinnerung hast, dann warte nicht mehr lange mit Dei-

ner Reise“, schrieb Ursula, eine gebürtige Allensteinerin, die im vorigen Sommer dort war. Ihre Berichte klangen objektiv und nicht durch eine graue Brille gesehen, wie einige Berichte anderer.

Ja, es gab noch manches, das mich an damals erinnerte – an unser Allenstein! Ich fand Altes und Neues – die Stadt schien gleichermaßen vertraut und fremd.

Die Polen haben das ihre getan, um vieles, das bei Kriegsende zerstört wurde, aufzubauen. Sie haben sich bemüht, das Bild der Innenstadt mit dem Alten Markt und den Laubengängen zu erhalten. Die Häuser am Markt wurden nach alten Plänen wieder aufgebaut. Und doch ist es nicht mehr unser altes Allenstein, das ich wiedersah, sondern das Olsztyn von heute.

Auch unser Allenstein wäre heute, dreißig Jahre später, nicht mehr die alte Stadt. Innerhalb eines Menschenlebens sind drei Jahrzehnte eine lange Zeit, in der Geschichte dagegen kurz. Niemand weiß, was für Veränderungen es auf der Welt in den nächsten drei Jahrzehnten geben wird. Es wäre zu hoffen, dass innerhalb Europas eines Tages Grenzen unnötig werden, es ein vereintes Europa geben wird.

Auf meinen Wegen durch die Stadt erfuhr ich manches über das Leben

der jetzigen Bewohner Olsztyns, das so ganz anders ist als das unsere. Man kann und sollte nicht westliche Maßstäbe setzen. Eine ungesunde Hetze nach Wohlstand wie bei uns scheint es dort nicht zu geben. Die Menschen jenes Landes sind – wie es mir scheint – bescheidener in ihren Ansprüchen und zufriedener. Die Gastfreundschaft wird groß geschrieben, bei den Polen wie bei den dort lebenden Deutschen.

Überall, wo ich hinkam, traf ich eine sympathische und disziplinierte Jugend. Ich sprach mit einigen jungen Polen. Sie zeigten großes Interesse dafür, wie die Jugend bei uns lebt. Wir sollten unserer Jugend die Möglichkeit geben, in das Land zu reisen, aus dem ihre Vorfahren kamen, um dieses schöne Land kennen zu lernen, das Land und die Menschen, die heute dort leben. Unsere Jugend sollte Gelegenheit haben, Kontakte mit der polnischen Jugend zu schließen – Kontakte, aus denen Freundschaft entstehen kann.

Ich werde wieder als Tourist in das Land meiner Jugend reisen – und ich werde die Stadt, die einst meine Heimatstadt war, wiedersehen – das mir so vertraute weite Land und die Menschen, die dort leben – meine alten und meine neuen Freunde.

*aus „Ich weiß ein Land“
Ein Ostpreußenbuch*

Erbarung – sie dichten schon wieder!

Von Hans Hellmut Kirst

Unser Ostpreußen ist ein stilles Land gewesen. Wie überzeugend randgefüllt mit beharrlicher Geduld und lächelnder Nachdenklichkeit! Ein Land, in dem „das Schweigen Sprache“ war. Aber nicht wenige dieser „Schweigenden“ schrieben auf, was sie bewegte. Und „Bewegendes“ gab es in unserer ostpreußischen Welt in geradezu verschwenderischer Vielfalt – die Herrlichkeiten der Natur und die Eigenwilligkeiten der Menschen, das umsorgte Dasein der Tiere und das Ausgeliefertsein an Gewalten, die Freuden der Tafel, die Segnungen der Kirche und die Wonnen der Trunkenheit. Dies war, vermuten nicht wenige, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Unser Ostpreußen hatte, seit Jahrhunderten, Raum für alles und alle: für sich verfolgt fühlende Christen in Sorge um das richtige Gesangbuch, politische Flüchtlinge vor Königshäusern und Revolutionen, erdbewusste Bauern und pflichtentschlossene Beamte. „Wer lebt, soll leben!“, hieß es bei uns. Er durfte sogar darüber schreiben.

Und das geschah – in geradezu verschwenderischer Fülle. Und die scheinbare Stille und Gelassenheit in diesem Land brütete dann die wunderksamsten literarischen Geschöpfe aus. Und siehe da: nichts von dumpfer Traurigkeit, keine stumpfe Ergebnislosigkeit, keine wehmütige Schicksalsklage! Vielmehr: Lebensfreude, Daseinslust und gleichermaßen kraftvoller Spott – sie vermochten über sich selbst zu lachen.

Zumindest fanden sie vieles von dem, was sie taten und was mit ih-

nen geschah, reichlich komisch. Sie amüsierten sich ausgedehnt darüber – wenigstens doch schriftlich. Allein in einem der Dörfer meiner Jugend – dieses sechs Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt, von kaum viel mehr als dreihundert Menschen bewohnt – existierten zumindest drei, mich nicht mitgerechnet, die blassbleiches Papier bedächtig mit blutvollen Erkenntnissen zu beschreiben versuchten.

Erstens: unser Geistlicher. Er zeichnete seine Predigten auf und nannte sie „Gespräche mit Gott“, was er offenbar für einen alltäglichen Vorgang hielt. Demnach schien sein Gott ein freundliches Wesen zu sein – außer wenn es sich um den Teufel Alkohol handelte. Er hatte großen Zulauf von den weiblichen verheirateten Menschen seiner Gemeinde. Männer mieden ihn.

Zweitens: ein Bauer. Er hatte sich auf seine landwirtschaftlichen Erkenntnisse spezialisiert und täglich Notizen darüber gemacht – über Witterschwankungen, Bodenbeschaffenheiten, Temperatureinflüsse und so weiter und so fort. Er gedachte einen hundertjährigen ostpreußischen Kalender aufzustellen – er wurde jedoch nur zweiundneunzig Jahre alt. Einer seiner Leitsätze: „Wenn sogar beten nicht mehr hilft, dann vielleicht Mist!“
Drittens: der Totengräber. Er exakt aufzeichnend: alles über liebe Leichen! Wie sie anzusehen waren, worin man sie zur letzten Ruhe gebettet hatte, welchen Geruch sie verbreiteten. Dazu auch die Reaktionen der Angehörigen

gen – ob diese schlosshundartig heul-ten, wie wortlos erschüttert dastanden oder gar gähnend-gleichgültig in die Grube blickten. Ihm entging nichts. Eine seiner bemerkenswertesten Aufzeichnungen dabei: „Wie man bei großem Frost ein Grab gräbt.“

In einem Nachbardorf aber war – geradezu alsbald sagemumwoben – ein einzigartiges Triumvirat an der Arbeit: Bürgermeister, Hauptlehrer und Geistlicher versuchten sich gemeinsam mit der Gemeindechronik zu beschäftigen – dabei stets arg einander misstrauend. Denn der Bürgermeister legte Wert auf ostpreußische Realitäten, der Hauptlehrer auf sprachliche Schönheiten, der Geistliche auf tieferen Sinngehalt. Bestaunenswerte, anhaltende Auseinandersetzungen ergaben sich so. Diese fanden regelmäßig im Hinterzimmer des Gasthofes statt. Durch nichts. Auch nicht durch Honigschnaps, also „Bärenfang“, 50-prozentig, zu besänftigen. Wenn sie tagten – und das war oft der Fall –, geschah das mit hoher Konzentration, wie um jedes Wort ringend. Wurden sie dabei durch lautstark gewordene Feierabendsäuer im Hauptraum gestört, erschien dort prompt zumeist der Geistliche, dabei verkündend: „Leise, Leute! Ihr stört!“

Worauf sich die so intensiv Gemaßregelten augenzwinkernd anblinzelten und dann, herzlich aufstöhnend, meinten: „Erbarmung – sie dichten schon wieder!“

Das Wort „Erbarmung“ – im ostpreußischen Lande breit und schwer ausgesprochen, besser wohl noch: kraftvoll hinaus geseufzt – gehörte zu den bei uns bevorzugtesten Temperamentsausbrüchen. Dieser Ausspruch besagte etwa: einfach nicht zu fassen,

was da so alles geschieht! Auch geradezu „saukomisch“, diese Welt! In ihr muss es wohl alles geben – selbst Dichter.

Und einer unserer Gutsbesitzer soll, über einen seiner Söhne endlich aufgeklärt, alarmiert ausgerufen haben: „Der Bengel gehorcht mir nicht, aber das kann ich ihm nicht verdenken. Er hat zwei Dienstmädchen verführt, das mag ja zur Not noch angehen. Aber dieser Lümmel schreibt sogar Gedichte! Da kann man bloß noch sagen – Erbarmung!“

Dieser ansonsten gewiss gute Mann hatte vermutlich – an ostpreußischen Verhältnissen gemessen – zu wenig Kinder gehabt, zumindest nicht ausreichend genug Söhne. Denn während sich gewöhnlich bei uns die weiblichen Wesen einer jeden Familie möglichst unabgelenkt auf eine erhoffte ertragreiche Ehe vorzubereiten hatten, galt bei den Söhnen in etwa diese Reihenfolge: der erste erbt – der zweite wird Soldat – der dritte kann sich der Religion widmen. Der möglichst stattliche Rest ist Reserve. Eine gewisse Freiheit war denen gegönnt – bis hin zum Exzess! Was heißt: sie durften sogar dichten.

Und an Großfamilien, mit verschwenderisch reichem Nachwuchs, war in unserem Ostpreußen kein Mangel. Mögliche „Dichter“ gehörten, gönnerhaft geduldet, mit dazu. In meiner Familie – meine Mutter ist eins von neun Kindern gewesen – gab es gleich deren zwei: von mir abgesehen.

Da war einmal: Onkel Emil! Ein angeblicher Seemann, der behauptet hatte, die ganze Welt zu kennen. Doch er war, wie ich später erfuhr, über den Königsberger Hafen nie hinausgekommen. Aber seine Südsee-Erinnerungen, über die er Aufzeich-

nungen gemacht hatte, ließen mich andächtig erstaunen. Besonders sein mir oft vorgelesenes Kapitel: „Wie die Häuptlingstochter um mich freite!“

Sodann: Onkel Gustav! Er war Friseur in Osterode und pinselte in seiner Freizeit idyllische Gemälde: ausschließlich von Rehen – diese liegend, laufend, stehend, äsend, starrend. Hundertfach. Darüber hinaus vermochte er jedes Familienfest durch wirksam Selbstgereimtes zu verschönern. Einzigartiger Höhepunkt dabei: Am 75. Geburtstag meines geliebten Großvaters verlas er ein Gedicht von fünfundsiebzig Versen – zum Entsetzen seiner trinkfrohen und dabei zu verdursten drohenden Brüder.

Und so wie er waren zahllose in unserem geliebten Land – in allen erdenklichen Sätteln des Pegasus anzutreffen. Und wollte man versuchen, eine Literaturgeschichte Ostpreußens zu schreiben – es wäre wohl die eigenwilligste, bunteste, extremste im deutschen Sprachbereich. Mit dem denkbar weitesten Pendelschlag literarischer Möglichkeiten: vom klar konturigen Kant bis zum wundersam verwegenen fabulierenden E.T.A. Hoffmann! Und neben ihnen sind immer wieder zahlreiche, stets wie fröhlich-versonnen lächelnde Frauen anzutreffen.

So auch hier: die Dönhoff, die Miegel, die Schwimmer, die Fischer, die Botsky, die Ehlert, die Jung, die Gross, die Kollwitz, die Geede, die Papendick, die Kobbert, die Keyser, die Wagner. Man versteht, nicht wahr – hier vertrauliches Augenzwinkern: eine wichtige Funktion des Weiblichen in einem sehr männlichen Land! Die verlässlichen Betreuerinnen des Hauses, des Herdes und der Herde – Kinder ebenso wie Haustiere.

Sie umsorgten das Leben – Männer kümmerten sich zumeist mehr um den Tod, die Taten und die Tätlichkeiten. Das war ihre Welt! Sie mussten verkünden, was sie bewegte. Eine einzigartig verschwenderische Literatur, auf kleinem Raum, inmitten von vergleichsweise wenigen Menschen, entstand auf diese Weise.

Und wie immer, wenn ich ein Buch über mein Ostpreußen in die Hand nehme, ist das wie ein großer, endloser Abschied – von einer Welt, die bald nur noch allein zwischen Buchdeckeln existieren wird. Wenn sie nicht endgültig untergeht, ist das ihren Dichtern, den weiblichen wie männlichen zu verdanken. Dann kann ein Lachen wie in alle Ewigkeit hinein erklingen.

Eine heitere Religionsstunde bei den Kleinen

Eine Dorfschule in einem weltentlegenen Winkel Ostpreußens. Der Lehrer hält auf der Unterstufe eine Religionsstunde.

Lehrer: Wir wollen heute noch einmal die Geschichte vom Sündenfall wiederholen. Wie hieß der erste Mensch, Michel?

Michel: Adam!

Lehrer: Richtig! Und die erste Frau?

Michel: Frau Adam!

Lehrer: Nein. Erich!

Erich: Eva, Herr Lehrer!

Lehrer: Gut. Fritz, erzähle mit eigenen Worten, was du vom Paradies und vom Sündenfall weißt.

Fritz: Das Paradies war ein großer Garten, wo so viel Obst drin hing und alles für umsonst gab. Da wurden zwei Menschen reingesetzt, wo nuscht anzuziehen hätten, sondern ganz splitternackt waren. Sie hießen Adam und Eva. Sie dürften von alles essen, wo gab. Bloß an einem Apfelbaum stand rangeschrieben: du darfst nich (essen). Aber sie gingen doch ran und leckerten vons Verbotene. Da nahm der liebe Gott die beids beim Kreppschull und schmiss ihnen raus. Die Eva sagte, die Schlange hätte ihr verführt, aber es half nuscht, sie müssten dem Paradies räumen. Denn wurde ein Engel, Cherubim genannt, vorgesetzt, wo seinem Säbel blank ziehen müsste. Der lässt nu keinem nicht mehr rein!

Lehrer: Wer kann es besser erzählen? Eva, du?

Eva: Als Adam und Eva ins Paradies huckten, da krichte die Eva dem Lecker auf Äppel und sie nahm und esste davon!

Lehrer: Nun wiederhole einmal, wie ich es dir vorspreche: Als Adam und Eva sich im Paradiese befanden, nahm Eva einen Apfel und aß davon!

Eva: Eva nahm den Apfel und esste davon.

Lehrer: Du sollst doch „aß“ sagen! (Pause) Warum redest zu nicht?

Eva: Ich dürf nicht Aas sagen, das hat mich meine Mutter verboten!

Der Okullsee

Für uns war es der Uckelsee.
Auch Uckler wir ihn nannten,
derweil ihn andere seit je
als Okullsee nur kannten.

Er war und ist ein schöner Ort.
die Freizeit hier zu regeln
für alle Arten Wassersport,
zum Rudern und zum Segeln.

Die Badeanstalt, mehr als nett,
ein Treffpunkt froher Jugend.
Das Springen vom 10-Meter-Brett
verlangt mehr Mut als Tugend.

Doch wer von Abstich angetan,
konnt' um den See rum wandern.
Die Seefahrt mit dem „Belian“
erfreute auch die Andern.

Am andern End' Likusen war
noch leichter zu erreichen.
Im „Seestern“ gab's Musike gar,
manchmal zum Herzerweichen.

Das galt für „Schöner Gigolo“
und andere Romanzen,
„Oh Donna Klara“ ebenso,
und sonntags konnt' man tanzen.

Im Winter fuhr der „Belian“
bei Eis auf glatten Kufen
mit 'nem Propeller hintendran.
Ein Lob für die, die's schufen.

Eisrennen auf dem Motorrad
wurd' schon einmal beschrieben.
Was ist von dem, was man einst hatt',
an Schöнем noch geblieben?

Die Badeanstalt gibt's erneut,
auch viele Segelboote.
Das „Novotel“ uns jetzt erfreut,
bekommt 'ne gute Note.

Auch baden kann man dort sehr schön
und wieder Bootchen fahren.
Drum kann man auch viel Camper seh'n
und das seit vielen Jahren.

Der schöne Sonnenuntergang
macht jeden zum Entdecker.
Doch niemand knipst ihn schon so lang
und schön wie Christel Becker.

Ernst Jahnke

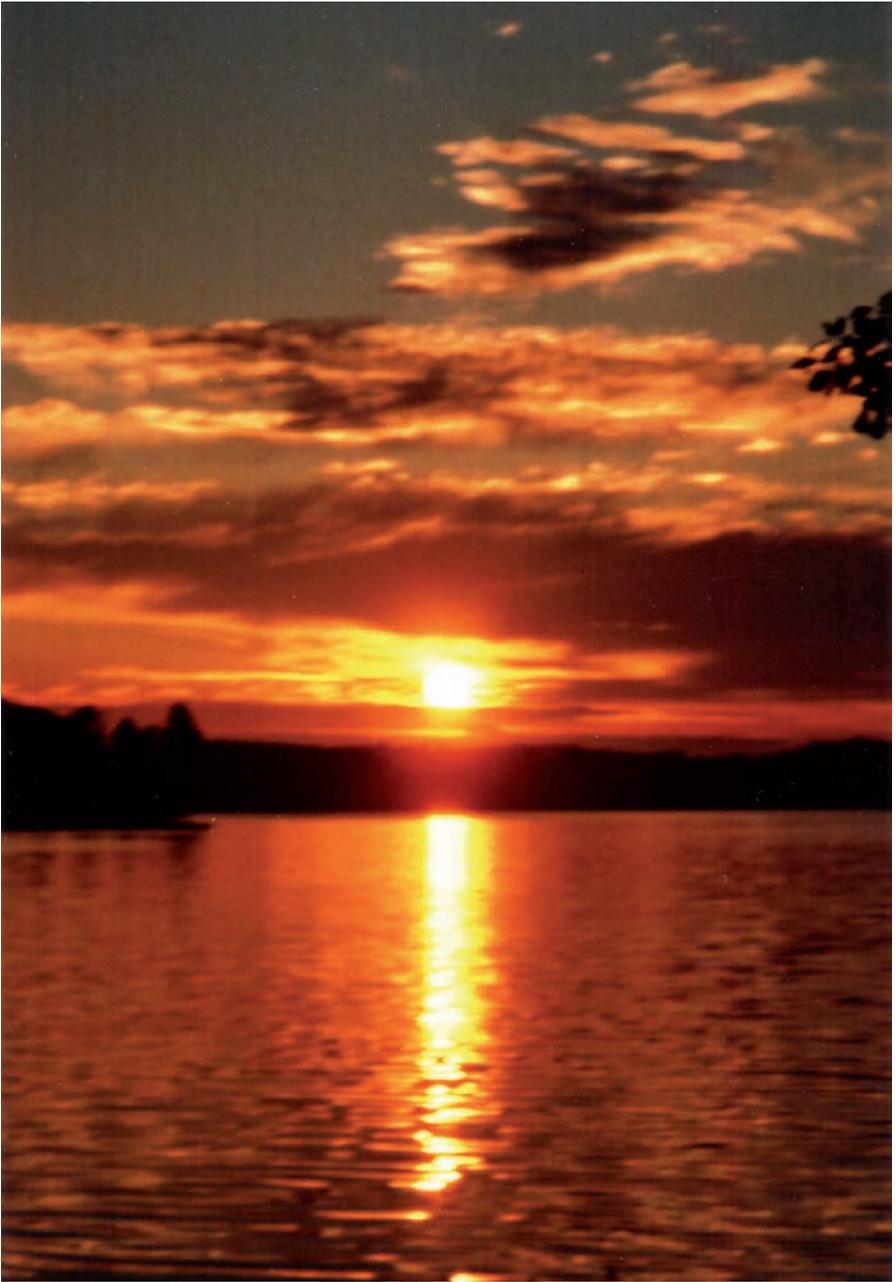


Foto: Christel Becker

Erika-Maria Wiegand ist von uns gegangen - aber ihre Werke bleiben



Der Ring eines Künstlerlebens hat sich geschlossen. Am 27. April 2009 starb - trotz ihrer 87 Lebensjahre unerwartet - die Bildhauerin Erika-Maria Wiegand, geb. Lindner, in Kassel, wo einige ihrer bronzenen Märchenfiguren als Denkmale aufgestellt sind und wo sie selbst kurz vor ihrer Ernennung zur Ehrenbürgerin stand. Kassel war nach dem Krieg ihre zweite Heimat geworden, aber ihre wahre Heimat ist stets Ostpreußen und besonders Allenstein geblieben. Sie wurde am 5. Dezember 1921 in Fischhausen im Samland geboren, kam aber mit 5 Jahren nach Allenstein, wo ihr Vater Josef Lindner zum Direktor der Allgemeinen Ortskrankenkasse berufen wurde. Hier besuchte sie nach der Volksschule die Luisenschule und machte an diesem Lyzeum 1940 ihr Abitur. Ihre katholische Erziehung und ihre Wertschätzung des Bischofs von Ermland Maximilian Kaller wirkte sich

auch zeitlebens auf ihre künstlerische Tätigkeit aus, die nach dem Abitur mit dem Studium der Bildhauerei bei Professor Hans Wissel an der Kunstakademie in Königsberg begann. 1943 heiratete sie in der Allensteiner St. Jakobikirche den Koppernikus-Schüler und späteren Architekten Gerhard Wiegand, Sohn des stadtbekanntesten Architekten August Wiegand. Aber der Ehemann musste zurück in den Kriegsdienst, während Frau Wiegand Anfang 1945 auf die Flucht musste und zunächst nach Haldensleben bei Magdeburg kam. Hier wurden auch der Sohn Christoph und nach der Heimkehr des Ehemannes aus der Kriegsgefangenschaft auch die Töchter Beate und Angelika geboren. 1952 kam die Familie Wiegand nach Kassel, wo sich Frau Erika-Maria als freie Künstlerin mit ihren bronzenen Märchenfiguren, monumentalen Plastiken, Reliefs und verschiedenen Kirchenwerken bald einen Namen machte. Ihr bekanntestes Werk ist sicherlich das lebensgroße Denkmal der Gebrüder Grimm, das seit 1984 in Kassel steht, während von den Märchenfiguren „Dornröschen“, „Der gestiefelte Kater“ (1998 in Baunatal aufgestellt), „Das Rumpelstilzchen“ (eine Brunnenfigur seit 2002 in Helsa) und „Das tapfere Schneiderlein“ (2004) am bekanntesten sind. In vielen Kirchen von Kassel bis Magdeburg sind ihre Reliefs, Krippen, Kreuzwegstationen und meterhohen Altarkreuze zu finden. Kreuze sind auch aus Terrakotta geformt, welches Material sie neben Bronze bevorzugte. Aus Terrakotta

ist auch die Originalbüste des von ihr verehrten Bischofs von Ermland Maximilian Kaller, die im Ermlandhaus in Münster steht.

In Bronze stehen diese Büsten an verschiedenen Wirkungsstätten des Bischofs wie in Bergen auf Rügen, in St. Michael in Berlin und in Frauenburg. Besonders am Herzen lag ihr die Aufstellung in ihrer alten St. Jakobikirche in Allenstein, die 1998 in ihrem Beisein im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes erfolgte. Ihre Verbundenheit mit Allenstein zeigte sich auch durch ihre Teilnahme an vielen Heimattreffen der Stadtgemeinschaft Allenstein sowohl in Gelsenkirchen als auch in Allenstein. Hier prangt im Kopernikus-Haus, dem Sitz der Deutschen Minderheit, auch ein Relief des großen Astronomen, der einige Jahre in Allenstein als Landpropst residierte. Ihr Allensteiner Ehemann Gerhard Wiegand starb leider schon im Jahre 1993 kurz nach ihrer Goldenen Hochzeit. Ein verwitweter Freund der Familie war in der Trauer und danach ein verständnisvoller und lieber Weg-

begleiter, dessen Tod vor vier Jahren sie schmerzlich und merklich berührte. Mit einer Aufzählung von Namen und Daten wird man aber dem Wesen der Künstlerin und dem Menschen Erika-Maria Wiegand nicht gerecht. Sie wollte ihren Werken ja auch nicht nur Gestalt und Namen, sondern ein lebendiges, charakteristisches Gesicht geben. „Der Künstler muss sich in das darzustellende Geschehen hinein fühlen und versuchen, diese Empfindungen durch den Druck der eigenen Hand dem noch weichen Tonmaterial einzuprägen. Nur so kann das Kunstwerk davon künden, was es ausdrücken und vermitteln soll.“ Das hat sie einmal von sich und ihren Werken selbst gesagt. Dass ihr dies immer wieder in hervorragender Weise gelungen ist, haben viele Menschen bestätigt und ihr dafür gedankt. Diesen Dank möchte auch die Stadtgemeinschaft Allenstein mit der Versicherung bleibenden Gedenkens der Allensteiner Künstlerin auf den letzten Weg mitgeben.

Dr. Ernst Jahnke

Der Buchenwald

Es war der schönste Wald, den ich gekannt,
mit einem fremden, reichen Märchenleben.
Mohnblüten brannten rot an seinem Rand,
und Rehe tranken abends aus den Gräben.

Nur ein paar Sommerstunden sah
ich kinderglücklich jene alten Buchen –
und doch, ich weiß es: ist mein Sterben nah,
werd ich im Traum nach jenem Walde suchen.

Agnes Miegel

Aus dem Werk der Allensteiner Künstlerin



*Brüder-Grimm-Denkmal
Brüder-Grimm-Platz, Kassel*



*Der Sterntaler
Guntershausen / Baunatal*



*Der gestiefelte Kater
Rengershausen*



*Das Rumpelstilzchen
Helsa*



*Hans im Glück
Hofgeismar*



*Die Goldmarie
Vockride am Hohen Meißner*



Das tapfere Schneiderlein



*Porträtbüste der Sophie Henschel
Gründerin der DRK-Schwesternschaft, Kassel*



*Terrakotta-Relief Elia und der Engel
Letzte Korrekturen durch die Künstlerin*



*Das vollendete Relief
Diakonisches Werk, Frankfurt (Main)*



*Christus am Baum des Lebens
Altarkreuz aus Terrakotta, Kassel*



*Porträtbüste des Maximilian Kaller, Bischof von Ermland
Frauenburg, Allenstein, Bergen auf Rügen, Berlin*



*Terrakotta-Relief des Nicolaus Kopernikus
Gestiftet von der Stadtgemeinschaft Allenstein
zur Einweihung des Haus Kopernikus, Allenstein*

Männer im Moor

Von Ottfried Graf Finckenstein

Das Moor schweigt.

Wenn ab und an der ziehende Schrei der Weihen darüber hingellt, wird die Sonnenstille danach umso deutlicher spürbar. Was auch im Laufe der Jahrtausende, in denen die Wälder zu Torf vermoderten, hier geschehen sein mag – das Moor hat die Kunde davon erstickt.

Die Rekkittkes, Vater und Sohn, arbeiteten zusammen im Moor. Der Vater war ein jähzorniger Mann, einer von denen, die den Glauben als Schutz gegen sich selbst brauchen. Er hatten dem Sohn von klein auf die Gottesfurcht und den Gehorsam gegen die Eltern beigebracht, mit dem Riemen – am Sonnabend, wenn er auf dem Umweg über den Krug nach Hause kam – vor der Abendandacht, bei der er selbst eine von ihm gewählte Stelle aus der Bibel vorlas.

Solange die Frau gelebt hatte, war alles gut gegangen; als sie aber plötzlich an einer kleinen Wunde gestorben war, wurde der Zorn des Alten hemmunglos, als fehle seinem Blut der Ausgleich.

Als der Sohn vom Militär zurückkam, heiratete er, weil doch eine Frau im Hause sein sollte. Der Vater hatte das Mädchen ausgesucht, und Paul war zufrieden gewesen. Das Ehepaar war in die kalte Kammer gezogen, denn vom Vater konnte man nicht erwarten, dass er die Stube mit dem warmen Herd räume.

Bald danach wurde der Vater bequem. Er war jetzt in den Fünzigern, und wenn er auch immer noch ein großer und schöner Mann war, der

sich gerade hielt und mit einem Blick in die Welt sah, als möchte er sich das Fett daraus heraus schneiden, so klagte er doch bisweilen über Reißen und andere Leiden, die nun einmal zur Landarbeit gehören. So gewöhnte er sich daran, morgens länger liegen zu bleiben und den Sohn allein voraus ins Moor gehen zu lassen. Mit der Schwiegertochter kam er gut aus. Er wusste noch immer, was die Frauen gern mögen . . .

Paul konnte es nicht leiden, wenn der Vater von dem jungen Ehepaar in der Art sprach, mit der alte Leute bisweilen in das Eigene der Jungen greifen.

„Na, wird's denn nun bald mit der Martha?“ fragte er und zwinkerte dabei mit den Augen.

Oder er sagte: „Die jungen Männer von heute haben alle keinen Saft . . . meine Alte wäre nicht so leicht zufriedener gewesen . . .“

Eines Tages meinte er sogar zu Paul: „Mit dem Reißen wird es jetzt ganz verrückt. Heute früh war ich so steif, dass die Martha mir das Hemd über den Kopf ziehen musste.“ Er sah dabei richtig wie ein Teufel aus, mit seinen buschigen Augenbrauen, die wie Hörner vom Kopf abstanden.

Paul sagte gar nichts, aber er stieß das breite Schachtschwert an der langen Stange mit solcher Gewalt in den Torf, dass die Stange abbrach.

Das war in der Zeit der Junidürre, in der das Moor so heiß wird, dass die weißen Wattebüsche auf den Moorblumen von der Hitze zu zittern scheinen. Das schwarze Wasser in den toten Löchern lässt dann einen

Dunst aufsteigen, der ins Gehirn geht. Manche sagen, man wird verrückt davon und man soll um diese Zeit nicht im Moor arbeiten. Jedenfalls können einem Mann, der allein ist, Gedanken kommen, die er vorher nie gehabt hat . . .

An einem der nächsten Tage kam der Vater erst um halb zehnen. Paul hatte schon drei Stunden lang gestochen. Er musste immer die schwere Arbeit mit dem Schachtschwert machen, während der Vater nur den abgestochenen Torf abräumte.

Plötzlich stieß Paul auf etwas Hartes. Erst dachte er, es sei ein gewöhnlicher Ast. Aber es war ein Knochen. Und dann fanden sie ein ganzes Gerippe. Es war ein ungewöhnlich großes Knochengerüst, das dort im Moorgrab schlummerte.

„Das war einer von meinem Kaliber“, prahlte der Vater.

Paul nickte. Er legte gerade den Schädel frei.

„Nanu“, sagte der Vater, „der hat ja ein Loch im Schädel. Dem hat einer eins über den Deetz gegeben.“ Und nach einer Weile sinnend: „. . . Ich könnte mir das denken, bei einem großen Kerl, wie ihn die Frauen gern haben . . .“

Paul schwiag wieder und starrte auf das Gerippe. Er hatte noch das Schachtschwert in der Hand. Die Hitze brütete auf seinem Schädel.

Der Vater stand unter ihm im Graben.

„. . . Na, bei dir kann so etwas nicht vorkommen“, höhnte der Vater, „dich . . .“ Er kam nicht weiter.

Am Abend kam Paul allein nach Hause.

„Wo ist Vater?“ fragte Martha.

„Bei mir war er nicht“, antwortete Paul.

„Nanu?“ erstaunte sich die junge Frau, „er hat mir ja gar nichts gesagt.“

„Was sollte er dir auch sagen?“

Dann aßen sie Abendbrot, zum ersten Mal allein, seit sie verheiratet waren. Später, als es schummrig wurde, sagte die Frau:

„Du, Paul, ich hab so Angst!“

Der schüttelte nur den Kopf.

„Paul, sag doch was! Wo ist Vater?“

„Weiß ich?“

Die junge Frau fragte nicht weiter. Aber als Paul sich schlafen legte, blieb sie noch auf.

„Ich will auf Vater warten. Vielleicht kommt er noch und will was essen.“

Später schlief sie allein im Bett des Schwiegervaters.

Am nächsten Tage kam der Gutsbesitzer in das Moor geritten. Ein Herr ist ja immer neugierig und kommt immer zur unrechten Zeit.

„Sind Sie allein, Rekitke?“

„Ja.“

„Wo ist Ihr Vater?“

„In der Stadt . . . beim Zahnarzt . . . er hatte solch Reißen . . .“

„Na, dann sehen Sie mal zu, dass er bald wiederkommt. Allein schaffen Sie ja nichts.“

„Ich schaff es schon.“

„Zeigen Sie doch einmal, wieviel Torf Sie im Schuppen haben.“

Paul zögerte. Dann fingerte er an seinen Taschen herum.

„Ich hab den Schlüssel nicht. Den muss Vater mithaben . . .“

„Immer diese Eigenmächtigkeiten!“ schimpfte der Gutsherr.

Da aber die Bremsen sein Pferd quälten, ritt er nach einer Weile weiter. Paul ging zum Schuppen und schloss ihn auf.

Die Martha konnte nicht begreifen, was mit Paul los war. Nach dem Vater fragen mochte sie nicht mehr. Sie hatte überhaupt Angst vor ihrem

Mann, der sich sehr verändert hatte. Er sprach fast nichts, aß aber umso mehr. Er verlangte auch die gleiche Zahl Brote zum Gang ins Moor, obgleich er doch jetzt allein war.

„Wenn ich für zwei arbeite, muss ich auch für zwei essen.“

Wie kann einer, der so etwas auf dem Gewissen hat, so viel essen! dachte Martha. Der Paul wurde ihr immer unheimlicher. Am liebsten wäre sie nach Hause gelaufen, aber vielleicht hatte auch sie etwas auf dem Gewissen, was sie davon abhielt. So blieb sie, schlief aber weiter in des Schwiegervaters Bett.

Am Montag war der Paul zum ersten Mal allein nach Hause gekommen. Am Freitag – die Woche war so lang gewesen wie sonst ein Jahr – sagte er zu Martha:

„Warum schläfst du in der Stube? Kannst auch bei mir schlafen.“

Sie zitterte vor Angst, wusste aber nichts zu sagen.

Da sah er sie an, so ruhig und freundlich:

„Komm man“, sagte er, „ich bin ja doch dein Mann.“

Sie ließ es geschehen.

Am nächsten Tag kam der Vater nach Hause. Er trug einen Verband am Kopf.

„Hast du etwas zu essen? Aber was Warmes, ich kann das Brot nicht mehr verkraften.“

Sie brachte ihm ihr eigenes Essen.

„Willst du auch ein paar Eier haben?“

„Die könnten nichts verderben.“

Als er satt war, konnte Martha sich nicht länger zurückhalten:

„Wo warst du die ganze Woche?“

„In der Stadt.“

„In der Stadt . . . im alten Arbeitszeug?“

„Ja. Ich habe Treckerfahren gelernt. Aber die Dinger haben's in sich. Einer hat mir eins an den Kopf gegeben.“ Er zeigte auf seinen Verband und lachte listig.

Indem kam auch Paul, früher als sonst. Vater und Sohn schüttelten sich die Hand. Wie groß der Paul ist, dachte Martha, früher kam er mir immer kleiner vor als der Vater . . .

Am Abend – denn es war Sonnabend – las der Vater aus der Bibel vor. Er wählte den Text der Bergpredigt. Als er bis an die Stelle gekommen war: „Ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen . . .“ klappte er das alte Buch zu.

Am Montag gingen Paul und der Vater gemeinsam bei Sonnenaufgang zur Arbeit. Als sie auf das Moor hinaustraten, das schweigend im Schutz des Hochwaldes eingebettet lag, sagte der Vater:

„Ist doch gut, dass wir hier allein sind und dass ich solch harten Schädel hab . . .“ Dabei sah er den Sohn an, als ob er ordentlich stolz auf ihn sei.

Er zog fortan in die Kammer und ließ den jungen Leuten die warme Stube . . .

Die Jerusalemkapelle wurde renoviert



Die Jerusalemkapelle an der früheren Liebstädter Straße, jetzt ul. Grunwaldska, ist gründlich renoviert worden. Sie wurde am 19. November 2008 durch die Denkmalschutzbeauftragte der Stadt Olsztyn/Allenstein, Frau Anna Juszczyzyn, wieder in die Obhut von Pfarrer Dr. Andrzej Lesinski

von der Pfarrgemeinde St. Jakobus übergeben.

An Renovierungsarbeiten wurden ausgeführt: vollständige Dacherneuerung, Verputzarbeiten innen, neue Eingangstür aus Eiche, neue Eingangsstufen aus Naturstein, neue elektrische Verkabelung, neue Dachrinnen und -rohre, Auswechseln der schadhaften Ziegeln und Neuverfugen der Außenfassaden. Das Denkmalschutzamt der Stadt hat damit eine der gründlichsten Renovierungen dieses denkmalgeschützten Objektes durchgeführt.

Der Altar der Kapelle ist vorerst noch leer, weil das große Kreuz mit der Christusfigur und den beiden Schächern zu beiden Seiten, die den Altar bildeten, vor der Renovierung abgebaut und für eine Ausstellung im Schlossmuseum ausgeliehen wurde. Mit dem Ende dieser Ausstellung kehrt die Kreuzigungsgruppe wieder in die Jerusalemkapelle zurück.

Zu den geschichtlichen Daten der Kapelle nun die deutsche Übersetzung der Informationstafel an der Kapelle:

Die Jerusalemkapelle

Gebaut wurde die Jerusalemkapelle vor dem Jahre 1565. Finanziert wurde der Bau durch Stiftungen und Spenden der Gläubigen der Stadt Allenstein. Man lokalisierte die Kapelle in der Nähe des Krankenhauses für Aussätzige, in dem später aber auch alle anderen ansteckenden Krankheiten behandelt wurden. Im Jahre 1609 mussten bereits das Dach und die Innenausmalung erneuert werden. In der Kapelle machten oftmals Pilgergruppen eine Gebetsrast, die zu den damaligen Wallfahrtsorten Göttkendorf, Jonkendorf und Glottau unterwegs waren.

Den Altar schmückt eine Kreuzigungsgruppe aus dem Jahre 1510 mit einem Kruzifixus und den beiden Schächern.

Wichtige Daten zur Erhaltung der Kapelle sind auch die Jahre 1775 und 1798, in denen der sehr bescheiden lebende Kaufmann und Ratsherr Peter Polewski weitere Renovierungen bezahlte und sogar Messgefäße und -gewänder stiftete. Nach Abschluss der Konservierungsarbeiten im Jahre 1973 erhielt die Jerusalemkapelle ihren sakralen Charakter als Heilig-Kreuz- und Leiden-Christi-Kapelle wieder zurück. Die Kapelle dient jetzt auch der seelsorgerischen Betreuung der Taubstummen der Stadt.

An der Kapelle steht auch ein Kreuz aus dem Jahre 1886, das früher an der Hohensteiner Straße stand, mit der schon damals polnischen Inschrift:

„Od powietrza, głodu, ognia i wojny, zachowaj nas Panie.“

Dies bedeutet: „Vor Sturm, Hunger, Feuer und Krieg bewahre uns o Herr.“ Dieses Kreuz hatte an seinem ursprünglichen Standort sogar den „Kulturkampf“ überstanden. Doch zu Zeiten der Volksrepublik Polen musste es in den 70er Jahren einer angeblichen Straßenverbreiterung weichen und wurde an die Jerusalemkapelle versetzt.

Sowohl die Kapelle als auch das Kreuz sind denkmalgeschützte Objekte und stehen in der Obhut der Pfarrgemeinde St. Jakobus und dem Denkmalschutzamt der Stadt und sind damit rechtlich geschützt.

Bruno Mischke

Foto: Anna Zaleska

Walburga Klimek berichtet

Der Umbau des Kinogebäudes in der früheren Wilhelmstraße ist noch nicht beendet. Die Gerüste wurden zwar schon entfernt, im Innern wird aber noch gearbeitet.

Neulich fuhr ich mit dem Bus zum Altersheim, um eine Bekannte zu besuchen und kam dabei in der Liebstädterstraße an der Jerusalemkapelle vorbei. Die Renovierungsarbeiten sind draußen beendet. Die Kapelle bekam neue Dachziegel, die Mauern wurden repariert, die Kapelle sieht jetzt prima aus.

In der früheren Gartenstraße wurde auch ein Haus umgebaut, jetzt wird noch ein neuer Flügel angebaut. Man hört, dass es ein Hotel werden wird, in diesem Jahr soll alles fertig sein. Es gefällt uns sehr gut.

Ein ganz neues Haus bekam das Gericht in Allenstein. Die erste Gerichtsverhandlung hat im Januar stattgefunden. Die Einrichtung soll ganz neuzeitlich sein, mit verschiedenen Sachen, die die Sicherheit gewährleisten. Das Haus steht zwischen dem alten Gerichtsgebäude und dem Gefängnis.

Die Zahl der Autos in Allenstein wird immer größer. In der Kaiserstraße stehen die Autos dicht an dicht. An Werktagen ist das gleiche Bild auch in anderen Straßen zu sehen.

Wir haben jetzt einen neuen Stadtpräsidenten. Auf ihn warten viele Aufgaben, z.B. der Bau des Gebäudes für die Allensteiner Philharmonie. Auf dem Bauplatz liegt alles still. Die Gazeta Olsztyńska schreibt, dass mit den Arbeiten im Mai

begonnen werden soll. Eine wichtige Aufgabe für den Präsidenten ist auch die Planung einer Straßenbahnlinie. Für den Bau dieser Linie sollen 105 Millionen Euro bei der EU beantragt werden.

In Kortau steht das Gebäude der früheren Zentralheizung, die zu deutscher Zeit ganz Kortau beheizt hat. Jetzt ist diese Zentralheizung außer Betrieb. Das Gebäude (es steht unter Denkmalschutz) soll innen umgebaut werden. Es soll eine Stätte werden, wo Absolventen der Universität ein Praktikum machen können. Durch die Wirtschaftskrise haben manche Baufirmen ihre Tätigkeit eingeschränkt. So hat auch die Firma, die das Gelände der früheren Möbelfabrik gekauft hat, um dort Wohnhäuser zu bauen, keine Absicht, dieses Jahr mit den Bauarbeiten zu beginnen.

Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Allenstein

Der Inhaber des Amtes ist Rechtsanwalt Wojciech Wrzeczionkowski.

Seine Anschrift lautet:

Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland

ul. Warminska 14/20

10-545 OLSZTYN, POLEN

Tel.: 0048 89 527 70 90

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM)

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN

Internet: www.agdm.olsztyn.pl, Email: kplocharska@agdm.pl

Tel. / Fax: 0048 89 523 6990

Geschäftsstelle: Di, Do und Fr 09.00 bis 12.00 Uhr, Mi 13.00 bis 16.00 Uhr

Bibliothek: Montag 11.00 bis 12.00 Uhr und Mittwoch 15.00 bis 16.00 Uhr

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Neuer Kontakt nach 64 Jahren dank AHB

Im letzten Allensteiner Brief (Weihnachten 2008) las ich eine von Herrn Winfried Flamma aufgegebene Todesnachricht von Frau Monika Volkmann, geb. Flamma, früher wohnhaft in Allenstein, Hohensteiner Str. 39.

Ich selbst habe mit meinen Eltern und zwei Brüdern bis Januar 1945 in der Hohensteiner Straße Nr. 55 im 1. Stock gewohnt. Im gleichen Haus, aber Parterre, lebte eine Familie Flamma mit zwei Söhnen, der eine hieß Winfried. Meine Mutter, Frau Hildegard Grunenberg, war mit Frau Flamma eng befreundet. Ich vermutete, dass der Aufgeber der Anzeige und der Winfried Flamma aus unserem Haus identisch sind. Von Frau Flamma wusste ich, dass sie aus Kanada stammte. Wir hatten bereits versucht, die Familie Flamma ausfindig zu machen, aber auch eine Suchanzeige beim DRK in den 50er Jahren blieb erfolglos.

Nachdem wir von der Stadtgemeinschaft die Adresse von Winfried Flamma erhalten hatten, konnte der Kontakt nach 64 Jahren neu geknüpft werden. Nachfolgend die Antwort.

Hans-Dieter und Ingeborg Lovis, geb. Grunenberg

Hallo Ingeborg und Hans-Dieter,

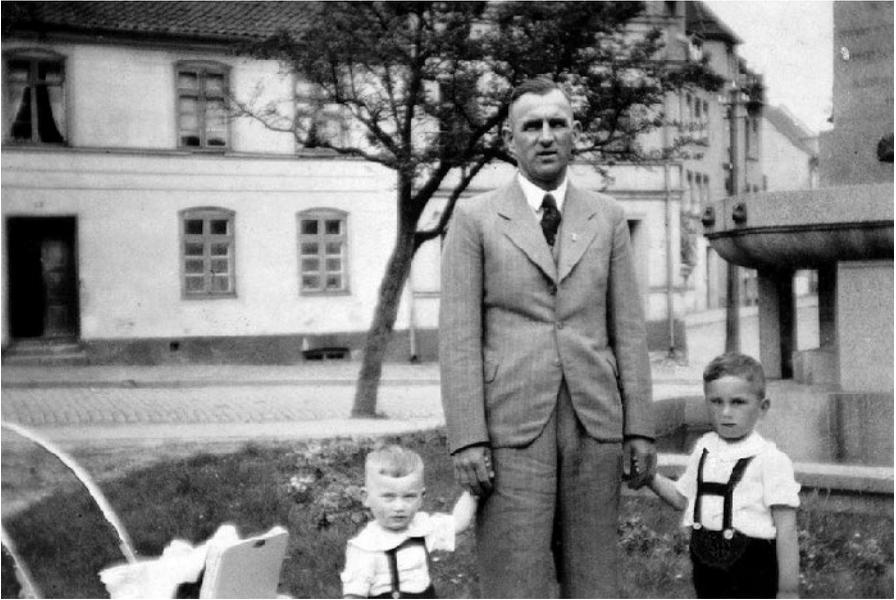
Grüße aus Kanada. Ich hoffe, einer von euch spricht fließend Englisch und kann das lesen. Mein Deutsch ist nicht mehr gut.

Ja, ich bin der Winfried Flamma, der eine Weile in der Hohensteiner Str. 55 wohnte. Es tut mir allerdings Leid sagen zu müssen, dass ich mich an deinen Namen, Ingeborg, nicht erinnere oder ihn erkenne. Sei nicht traurig, aber 64 Jahre (seit ich in Allenstein wohnte) haben viele Erinnerungen aus meinem Hirn gelöscht. Ich wünsche nur, ich hätte das Gedächtnis meiner Mutter. Ich glaube, dass du an derselben Adresse wohntest, aber bevor wir weitere Informationen austauschen, kannst du mir bitte die folgenden Fragen beantworten?

- 1. War der Eingang zur Hohensteiner Str. 55 auf der gleichen Ebene wie der Bürgersteig oder lag er etwas höher und konnte durch Stufen erreicht werden?*
- 2. Wie viele Stockwerke hatte das Gebäude?*
- 3. Wohin gingen die Bewohner des Hauses während der Luftangriffe?*
- 4. Erinnerst du dich noch an etwas von der Familie Flamma?*

Ich beantworte gerne weitere Fragen oder erzähle dir mehr von unserer Familie, also frag ruhig, wenn du diese Mail beantwortest. (Ihr könnt auch in Deutsch schreiben. Ich habe ein Wörterbuch).

*Mit freundlichen Grüßen
Winfried Flamma*



v. l. Herbert, Franz und Winfried Flamma am Belianplatz



Franz Flamma und der kleine Winfried vor dem Gebäude der Bezirksregierung.

Färberei und chemische Reinigung Klement, Liebstädter Straße



Die Geschichte der Färberei Klement begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Ostpreußen, in Masuren, im Land- und Stadtkreis und der Stadt Allenstein mit meinem Urgroßvater Joseph Klement. Er wurde am 23. August 1855 als Sohn des Bauern Andreas Klement aus Gergendorf und dessen Ehefrau Elisabeth Stynka in Wemitten, einem Dorf 8 km südwestlich von Allenstein im hügeligen Grundmoränengebiet gelegen, geboren. Er lernte das Färber-Handwerk bei Meister Blach in Ozersch (Angerapp?), wurde Färbermeister und besaß in Groß Purden eine Färberei. Er heiratete im Alter von 25 Jahren am 1. Juni 1880 in der fast 300 Jahre alten Katholischen Pfarrkirche von Groß Purden, das nicht einmal 1000 Einwohner hatte, seine bildschöne, 20-jährige dunkelhaarige Braut, Susanna Franziska Boczek, geboren am 3.12.1860. Sie kam aus dem wenige Kilometer östlich an der Bahnlinie nach Neidenburg gelegenen winzigen Dorf Klein Purden von etwa 150 Einwohnern in einer handvoll Häusern. Sie war die Tochter des Schulzen Joachim Boczek und seiner Ehefrau Susanna Neumann. In Groß Purden ließen sie sich nieder. Aus der Ehe entstammten Josef, Susanna, Marta, Johanna, Rosa, Paul und der 1900 in Grabowen bei Neidenburg geborene Georg.

Josef, Marta, Paul, Johanna und Rosa sowie Georg folgten ihrem Vater Joseph in dessen beruflichen Fußstapfen, lernten das Färber-Handwerk, dazu den Beruf des Chemischen Reinigers und gründeten Betriebe in Memel, Tilsit,

Königsberg und Allenstein. Sie lebten hauptsächlich von den Militäraufträgen, denn in allen diesen Städten gab es Garnisonen und Kasernen. Die Jungen heirateten und gründeten Familien. Die Mädchen Marta, Johanna und Rosa blieben ledig. Susanna heiratete und hatte im Süden bei Neidenburg ihre eigene Familie.



Der Älteste, der 1881 geborene Josef, hatte wie sein Vater bei Färbermeister Blach in Ozersch sein Handwerk gelernt. Anschließend arbeitete er als Färbergeselle bei Danowski in Neidenburg und bei Hugo Buttgereit in Heilsberg, als Färbergehilfe bei Heinrich Karkutsch Nachf., Färberei und Chem. Waschanstalt in Königsberg und als Erster Gehilfe in der Dampf-Kunstfärberei Franz Feuerabend in Osterode/Ostpr., danach in Ortelsburg, wohin seine Eltern zwischenzeitlich gezogen waren.

1913 legte er seine Meisterprüfung in Königsberg ab und gründete einen Färberei- und Reinigungsbetrieb in Memel, Libauer Straße 14, dessen Wohn- und Geschäftsräume er gemietet hatte. Auch 1915 ist Joseph als Färbereibesitzer im Memeler Adressbuch eingetragen.

1917 zog Josef Klement mit seiner Frau Maria geb. Hippler und ihren gemeinsamen Kindern Gerda (3 Jahre) und Gertrud (1 Jahr) nach Tilsit in die Mittelstraße 29. Da war er 38 Jahre alt. Er hatte mit seinem Bruder Paul von einem Herrn Potschka eine Färberei für erinnerte 30.000-35.000 Mark gekauft, die sie gemeinsam bewirtschafteten. Josef führte das Tilsiter Unternehmen und seinen Betrieb in Memel als Filiale. Doch bereits 1920 hatte das Unternehmen in Tilsit große finanzielle Schwierigkeiten. In einer erhaltenen Handschrift vom 15.10.1920 anlässlich der Inventur werden Soll und Haben aufgelistet und eine Trennung der Brüder erwogen.

Einige Jahre wirtschafteten die 1885 geborene unverheiratete Schwester Marta gemeinsam mit ihrem Bruder Josef in der Tilsiter Filiale. Doch nach wenigen Jahren setzten sich 1924 die Brüder zur Zeit der stärksten Inflation auseinander. Josef erhielt die bei der Inventur 1920 errechneten 60.000 Mark, das waren damals der Gegenwert von 5 Pfund Butter oder 5 Pfund Farin (Zucker). Aus diesen Jahren sind uns 50 RM aus 1924 und 10 und 20 RM als Banknoten erhalten. Paul behielt Grundstück, Haus und Badeanstalt. Aber nicht lange, da er nicht wirtschaften konnte.

Josef ging von Tilsit nach Memel zurück, „weil ich in Memel meinen Betrieb hatte“. Im Memeler Adressbuch ist er als Färbereibesitzer eingetragen. Mit einer Anzeige warb er 1935 für seine „Erste Memeler Dampffärberei und Chemische Reinigungsanstalt, Tel. 1420, Libauerstraße 14“. Das war ein Familienbetrieb, in dem alle Mitglieder mithalfen. Doch bereits 1934, nach dem Abitur seiner ältesten Tochter Gerda, ging Josef wegen seiner Option für das Reich nach Allenstein. Seine Schwester Johanna setzte er als Geschäftsleiterin, Marta als „Inhaberin der Filiale Memel“ mit 50 Prozent Beteiligung ein. Marta schrieb aus Tilsit am 28.7.1934 an ihre Schwägerin Mietze (Maria): „Ich freue mich, dass Ihr Euch endlich allein selbständig macht, uns weiter nicht in Anspruch nehmt. . .“

In Allenstein kaufte Josef vom Vorbesitzer Paul Hamann, J.R. Kirschnereit Nachflg., eine „Färberei – Chemische Waschanstalt“ in der Liebstädter Straße 43. Der handschriftliche Kaufvertrag datiert aus Wartenburg vom 7. August 1934 und ist vom Zollamt beglaubigt. Auffallend ist, dass der Text in Sütterlinschrift abgefasst ist, alle Namen und Ortsangaben jedoch in der lateinischen Schrift aufgeführt werden: „Den 1. Oktober 1935 für 6.000 RM einschl. Inventar an Herrn Josef Klement und seine Ehefrau Maria geb. Hippler . . .“

Gleichzeitig vermietete Paul Hamann das Wohn- und Geschäftshaus auf fünf Jahre für 180 RM monatlich. Vom 1.10.1934 bis zum 20.1.1945 beschäftigte Josef Klement den Vorbesitzer Hamann als ersten Färbergehilfen in Allenstein und schrieb ihm nach dem Krieg ein gutes Arbeitszeugnis aus (handschriftlicher Entwurf, undatiert).

Der Umzug von der Wohnung Töpferstraße in Memel nach Allenstein wurde von Josef und Maria mit den Kindern Gertrud, Paul und der vierjährigen Renate im September 1934 mit dem Schiff vorgenommen. Die Familie übernachtete bei Josefs Schwester Rosa in Königsberg.

Im August 1935 wird sein Färber-Betrieb in die Handwerksrolle von Königsberg eingetragen. Seine Handwerkskarte mit Passfoto enthält Gebührenmarken von 1935 bis 1944. Richard Schwelinus in Allenstein, „Agent der Deutschen Feuerversicherung AG, Berlin“, versicherte den Betrieb Josef Klements zum Wert von 12.150 RM.

Der Betrieb im Wohn- und Geschäftshaus Liebstädterstraße 43 in Allenstein erstreckte sich über drei Gebäudeteile:

Das Wohn- und Geschäftshaus hatte über dem Erdgeschoss mit Ladengeschäft zwei Geschosse, nach der Hofseite drei.

Das Färberei- und Wohngebäude hatte eine Etage und den Boden. Im Erdgeschoss waren die Farbstoffkammer mit den Anilinfarben und die Färberei, in der in vier Kupfer-Farbesseln von 50-200 l Fassungsvermögen mit Hilfe eines Elektromotors die Flotte erwärmt und bewegt wurde. Darüber waren Wohnungen.

Im dritten Gebäudeteil waren im Erdgeschoss (parterre) ein Raum für das Lieferdreirad und den zweirädrigen Handkarren, die ungeheizte Waschküche und die Benzinwäscherei. Deren Decke war aus Beton, Türen und Fensterläden aus Eisen. Die mit Benzin gefüllte Reinigungsmaschine wurde durch einen Elektromotor angetrieben. Der Raum war gegen ein Auslaufen des Benzins durch erhöhte Schwellen geschützt. Da nur bei Tageslicht gearbeitet wurde, gab es in dem Raum keine Beleuchtung. Das verwendete Benzin wurde in einer Kläranlage aufbereitet, ein vorhandener Destillierapparat (in der Farbstoffkammer abgestellt) wurde nicht eingesetzt.

Vor dem Plätten mussten die gereinigten Textilien in einer Benzinzentrifuge ausgeschleudert werden. Tochter Renate erzählt: „Schnüffeln“ war schon damals beliebt. Ein eingehängtes Taschentuch sog sich voll der Benzindämpfe. Daran berauschten sich die Kinder und jungen Leute.

Getrocknet wurde nur in der frischen Luft von Hof, Garten oder Durchgang von Waschküche zu Benzinwäscherei. Im ersten Stock mit den warmen Holzfußböden befand sich, über alle Räume verteilt, die Plätterei mit Handbügelföfen.

Der Betrieb wurde mit einer elektrischen Starkstrom-Anlage versorgt.

In der Bahnhofstraße 91 und in der Kreuzstraße 2 befanden sich zwei Annahmestellen. In den Jahren 1934-1940 machte die Firma erinnerte 40.000-48.000 RM Jahresumsatz, 1944 ca. 60.000-70.000 RM. Zwölf bis dreizehn Personen waren dort beschäftigt. 1937-1940 ersetzte Josef Klement die von Hamann übernommene Einrichtung, investierte dazu rund 19.000 RM und erweiterte 1941 den Versicherungsschutz auf 20.175 RM.

In der Ringstraße 8 im Süden der Stadt kauften die Eheleute Klement 1934 von Herrn Galda ein 1911 errichtetes Mietwohnhaus für 31.000 RM. Auf einem Grundstück von etwa 450 qm stand das Gebäude von etwa 21x10 Metern. Es war an 15 verschiedene Parteien in je einem oder zwei Zimmern mit Küche vermietet. Keines davon hatte ein eigenes Bad. Das war damals noch nicht üblich. Im Erdgeschoss wohnten die Mieter Grädig, Sandvonski, Meyer und Schiwiek. Sie zahlten dafür im Jahr 216 RM Miete. In der ersten Etage wohnten Wölki auf zwei Zimmern, Matern, Marschallek und Köhler auf je einem Zimmer. In der zweiten Etage hatten Familie Wölki und die Mieter Langkau je zwei Zimmer mit Küche, für die sie 348 RM zahlten. Neumann bewohnte ein Zimmer mit Küche für 212,40 RM. Im Dachgeschoss wohnten Krzek, Jagosch, Link und seine verheiratete Tochter mit ihrem Mann Kruska, dem Polsterer. Ihre Zimmer kosteten 192 RM im Jahr. Auf dem Hof gab es noch einen Stall von 15x2 Metern.

Am 23. Januar 1945 flüchtete Josef mit seiner Frau Maria und der Tochter Gertrud mit Enkelin Regina nach Lütjenburg.

*Gisela-Marianne Wagner
Heltorfer Mark 39,40489 Düsseldorf, Tel. 0203/741007*

Ewige Sehnsucht nach der Heimat

Frau Hildegard Herder-Sendrowski, 76 Jahre alt, aus Lehrte, früher Allenstein, Am Langsee 7, schickt uns ihr selbstverfasstes Gedicht und schreibt dazu, dass es die ewige Sehnsucht nach der Heimat ausdrückt:

Einmal noch die Heimaterde berühren
und das vergangene Leben spüren,
solange die Sehnsucht unsterblich ist,
die schöne Heimat niemand vergisst.
Die Zeit heilt Wunden? – das ist nicht wahr.

Vorbei ziehen Bilder der Erinnerung . . . noch nach 63 Jahr'.
Ich rieche den Duft von Wäldern und Flur,
von Seen, Kornfeldern, der schönen Natur.
Man kann es nicht fassen, so fern davon zu sein.
Ich liebe meine ostpreußische Heimat,
sie ist und bleibt Mein und Dein!

Literaturgut aus der Heimat

Durch die Kreisgruppe Siegen/Westfalen der Landsmannschaft West-Ostpreußen wird zurzeit ein Begegnungszentrum eingerichtet. Ein Leseraum mit Informationen zu Westpreußen, Danzig und Ostpreußen soll ausgebaut werden. Die Kreisgruppe sammelt Bücher, Schriften, Ton- und Videokassetten und Erinnerungstücke aus den Heimatgebieten.

Die Arbeit der Kreisgruppe begann am 18. Januar 1955 im Gedanken an die Reichsgründung 1871. In mühevoller Kleinarbeit wurde der Aufbau der Gemeinschaft erreicht mit regelmäßigen Treffen der Frauengruppe, Beteiligungen am Weihnachtsmarkt und Veranstaltungen zum "Tag der Heimat" in Siegen. Bitte unterstützen Sie unser Vorhaben.

*Anton Olbrich
Seitenweg 4, 57250 Nephten*

Suchanzeige

Ich suche Nachkommen einer Familie Groß oder Gross, die um 1930 auf einem Gutshof in Allenstein/Blankenberg gelebt hat. In der Nachbarschaft lag der Hof der Familie Rodde.

Für Hinweise per E-Mail oder Telefon wäre ich sehr dankbar.

*Beate Symann
Gleiwitzer Str. 14, 46535 Dinslaken
Tel. 02064 54402
buschmann-symann@t-online.de*

70-jähriges Abiturjubiläum



U II a der Koppernikus-Oberrealschule 1936 – drei Jahre vor dem Abitur

Einige Allensteiner blicken in diesen Tagen mit besonderem Empfinden auf Allenstein zurück. Im März 1939 (z.T. im August) machten 20 Primaner der Koppernikus-Oberrealschule (zuletzt Oberschule für Jungen) ihr Abitur. Sie schlossen damit nicht nur die Schulzeit, sondern auch ihre meist geborgene Jugendzeit ab. Vor ihnen standen jetzt der Arbeitsdienst und der Wehrdienst, der bald zum Kriegsdienst werden sollte. An eine gedeihliche Berufsvorbereitung war dabei nicht zu denken, und auch nach dem Krieg hatten es die, die ihn überstanden hatten, in einer neuen Umgebung und z.T. ohne Papiere und Abiturnachweise nicht einfacher.

Aber irgendwie haben es dann doch alle geschafft, wie es auch die heute noch 10 lebenden Abiturienten von 1939 bestätigen können. So wurden Paul Burandt in Iserlohn Bahnbeamter, Dr. Wolfgang Daube in Essen Rechtsanwalt, Horst Ehmer in Bad Grund Diplom-Ingenieur, Heinz Goltz in Oststeinbek bei Hamburg (jetzt in Quickborn wohnhaft) Koordinator von Schifffahrtslinien. Dr. Ernst Jahnke, zuerst in Halle/Saale, dann in Bremen, wurde Richter, Günther Kraft in Berlin (jetzt in Hatten-Sandkrug bei Oldenburg) Lehrer und Konrektor an einer Hauptschule, Siegfried Michalski in Frankfurt/M. Tief- und Hochbau-Ingenieur, Erich Schneider in Würselen Diplom-Ingenieur und Berg-

oberamtsrat, Dr. Heinrich Skowronski in Bad Waldsee (jetzt in Dietmannsried) Zahnarzt. Die erst in den letzten Jahren verstorbenen Wilhelm Rümenapf in Ettligen und Johannes Szembek in Hungen waren Ingenieur bzw. Apotheker. Der Klassenlehrer Dr. Günther und der Schulleiter Dr. Foethke wären sicherlich mit dem Ergebnis ihrer Lehrertätigkeit zufrieden gewesen.

Übrigens trafen sich die Abiturienten von 1939 zu ihrem 50-jährigen Abiturjubiläum 1989 beim Jahrestreffen der Stadtgemeinschaft in Gelsenkirchen und 10 Jahre später auf Einladung von Dr. Skowronski in Sommerhausen bei Würzburg. Jetzt hilft nicht einmal ein Fernglas, um sich wiederzusehen, und wer beim 80-jährigen Abiturjubiläum im Jahre 2019 überhaupt noch sehen kann, verdient dann sicherlich eine Alberte mit Lorbeerkranz.

Dr. Ernst Jahnke

Suchanzeige

Mein Name ist Wiesław Anton Tusinski. Ich bin am 5. Januar 1949 in Olsztyn/Allenstein geboren. Nach dem Tode meiner Eltern (Mutter 2001 und Vater 2005) habe ich erfahren, dass sie nicht meine leiblichen Eltern, sondern nur meine Pflegeeltern waren.



Meine Mutter war eine Deutsche aus Ostpreußen. Sie starb Ende 1948 oder Anfang 1949 während der Entbindung im Krankenhaus an der Wyspianski-strasse, früher Frauenstrasse, (ehemaliges und heutiges Franziskaner-Kloster) in Allenstein. Mein Geburtsdatum ist möglicherweise nicht korrekt. Im Album meiner polnischen Eltern fand ich ein Foto, welches nach meiner Überzeugung das Foto meiner Mutter ist. Wenn jemand die Frau auf dem Foto erkennt oder etwas über die näheren Umstände weiß, bitte ich um Nachricht. Sie sind meine letzte Hoffnung. Herzlichen Dank für eventuelle Hilfe.

*Wiesław Tusinski
ul. Dożynkowa 84
10 - 858 Olsztyn, Polen
Tel. +48 608 697 183*

AUS UNSERER ALLENSTEINER FAMILIE

Wir gratulieren

zur eisernen Hochzeit

Heinrich und Gisela Hagelgans, geb. Wachsmuth, früher Moltkeplatz 2, jetzt 65191 Wiesbaden, Schuppstr. 72, am 11.07.2009

Oskar und Hildegard Fleck, geb. Allary, früher Kleeberger Straße 59, jetzt in Wil-deshausen am 20.12.2008

zur diamantenen Hochzeit

Ulrich und Edith Rohde, geb. Eckert, 82436 Eglfing, Bergstr. 4, am 28.05.2009

Klaus Petrikowski, früher Horst-Wessel-Str. 2, und Ursula Petrikowski, geb. Schimmel, früher Plauen (Vogtland), jetzt wohnhaft in 14473 Potsdam, Hans-Marchwiza-Ring 7, am 04.07.2009

zur goldenen Hochzeit

Johannes-Joachim Franke, früher AH-Allee 24, und Gertrud Franke, geb. Schmidt, früher Krekollen, Kr. Heilsberg, jetzt 79114 Freiburg, Wiechertstr. 3, am 08.08.2009

zum Geburtstag

93 Jahre **Anneliese Mollenhauer**, geb. Laudien, früher Langgasse 8, jetzt 53177 Bonn, Weißdornweg 95, T.: 0228 / 323504, am 03.06.2009

92 Jahre **Hans P. Mollenhauer**, früher Bahnhofstr. 21, jetzt 53177 Bonn, Weißdornweg 95, T.: 0228 / 32 35 04, am 27.09.2009

90 Jahre **Ingeborg Sobecki**, früher Mozartstr. 23, jetzt 20251 Hamburg, Fal-kenried 58, am 25.11.2009

87 Jahre **Christa Haußmann**, geb. Graupner, früher Kaiserstr. 11, jetzt 12203 Berlin, Karwendelstr. 40, am 30.11.2009

83 Jahre **Hildegard Krooß**, geb. Markowski, früher Sensburger Str. 11, jetzt 28329 Bremen, Adam-Stegerwald-Str. 31, am 07.04.2009

Alfons Neumann, früher Nachtigallensteg 6, jetzt Iserlohner Str. 8, 40472 Düsseldorf am 04.02.2009

80 Jahre **Joachim H. Hufenbach**, früher Schnellerweg 1, jetzt Dieburger Str. 113, 64287 Darmstadt, am 06.08.2009

- 80 Jahre **Bernhard Laskewitz**, früher Ringstr. 1, jetzt 37083 Göttingen, Stralsunder Weg 6, am 17.07.2009
- Elisabeth Kardekewitz**, früher Karlstr. 4, jetzt 30569 Hannover, Posener Str. 45, am 06.05.2009
- Ruth Schulze**, geb. Sommer, früher Kurze Str. 4, jetzt 14471 Potsdam, Zeppelinstr. 173, am 28.06.2009
- Erika Schreiber**, geb. Prengel, früher Hardenbergstr. 4, jetzt 98544 Zella-Mehlis, Hammerrödchen 26, am 05.12.2009
- Wolfgang Finger**, Pfarrer i.R., früher Am Kupfergraben 3, jetzt Bernhardstraße 4 c, 48231 Warendorf, am 11.8.2009
- Edith Allary-Neumann**, früher Kleeberger Str. 59, jetzt Iserlohner Str. 8, 40472 Düsseldorf am 28.03.2009
- 79 Jahre **Eva Vollbrecht**, geb. Czezcka in Allenstein, Lötzener Str. 22, jetzt 95100 Selb, Plößberger Weg 36, am 14.09.2009
- 76 Jahre **Gerda Zimmermann**, geb. Kollender, früher Tannenberstr. 36b, jetzt 61194 Niddatal, Bogenstr. 7, am 09.03.2009
- 75 Jahre **Johannes-Joachim Franke**, früher AH-Allee 24, jetzt 79114 Freiburg, Wiechertstr. 3, am 30.08.2009
- Irmgard Zapolski**, geb. Peters, früher Adolf-Hitler-Allee 14a, jetzt 59494 Soest, Ruhrstr. 21, am 20.02.2009
- Alfred Markowski**, früher Sensburger Str. 11, jetzt 59269 Beckum, Wiethagen 30, am 18.08.2009
- 74 Jahre **Peter Barczewski**, früher Straße der SA, jetzt 19406 Ruchow, Dorfstr. 15, Tel. 038481-20235 am 27.06.2009
- 73 Jahre **Wolfgang Czolbe**, früher Oberstr. 11 und Kleeberger Str. 30, jetzt 22844 Norderstedt, Matthias-Claudius-Weg 15, am 24.03.2009
- Paul Markowski**, früher Sensburger Str. 11, jetzt 59269 Beckum, Sperberstr. 8 b, am 27.07.2009
- 72 Jahre **Herbert Barczewski**, früher Straße der SA, jetzt 18299 Dickhof, Onkel-Bräsig-Weg 8, am 21.08.2009, Tel. 038455-20566
- 71 Jahre **Rosemarie Skapczyk**, geb. Franke, früher AH-Allee 24, jetzt 170 Baronwood Court, L6V 3H8 Bramton, Ontario (Kanada), am 15.10.2009
- Sieghard Winter**, früher Allenstein, jetzt 79232 March, Hofackerstr. 10 A, am 13.10.2009
- 70 Jahre **Adalbert Markowski**, früher Sensburger Str. 11, jetzt 64711 Erbach / Odenwald, Werner-von-Siemens-Str. 72, am 01.03.2009

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

- | | |
|--------------------|--|
| Brunhilde Bastian | geb. Wolff am 19.07.1931 in Labiau, verst. 16.12.2008, früher Försterei in Groß Buchenwalde (Kreis Allenstein), zuletzt wohnhaft in 21423 Winzen, Theodor-Storm-Weg 3, angezeigt von Ehemann Gerhard Bastian |
| Aloys Czenna | geb. 07.02.1918, verst. 05.01.2009, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in 49082 Osnabrück, Broxtermannstr. 11 |
| Gertrud Bischoff | verw. Hinzmann, geb. Eckert am 22.06.1921, verst. 18.01.2009, früher Straße der SA 49, zuletzt wohnhaft in 46562 Voerde, Alte Hünxer Str. 20, angezeigt von Sohn Rainer Hinzmann |
| Elfriede Scheirich | geb. Perteck am 29.08.1927, verst. 17.11.2008, früher Bahnhofstr. 84, zuletzt wohnhaft in 22159 Hamburg, Pulverhofsweg 69, angezeigt von Schwester Waltraut Kohr, geb. Perteck, Spanien |
| Walter Perteck | geb. 04.08.1923, verst. 01.01.2009, früher Bahnhofstr. 84, zuletzt wohnhaft in 22119 Hamburg, Hasenbankweg 42, angezeigt von der Schwester Waltraut Kohr, geb. Perteck, Spanien |
| Ursel Engelhardt | geb. Gropp am 13.04.1926, verst. 27.10.2007, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in 33803 Steinhagen, Alte Landwehr 12, angezeigt von der Tochter Renate Engelhardt |
| Hans H. Conrad | geb. 23.03.1914, verst. 18.11.2008, zuletzt wohnhaft in 51429 Bergisch Gladbach, Im Schlosspark 18 |

Erich Apfelbaum	geb. 16.06.1935, verst. 14.05.2008, zuletzt wohnhaft in 58638 Iserlohn, An der Egge 53
Alfred Gadomski	geb. 13.01.1925, verst. 23.01.2009, zuletzt wohnhaft in 55218 Ingelheim, Kapellenstr. 2
Dr. med. Helmut Becker	geb. 18.03.1927, verst. 26.01.2009, zuletzt wohnhaft in 41334 Nettetal-Lobberich, Sassenfelder Kirchweg 85
Hedwig Lemke	geb. Jagalski am 29.09.1915 in Allenstein, verst. 05.01.2009, zuletzt wohnhaft in 34537 Bad Wildungen-Reinhardshausen, Schwanenweg 7
Johann (Hans) Szczepanski	geb. 02.01.1919, verst. 14.02.2009, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in einem Altenheim in Altötting/Oberbayern
Hildegard Mucke	geb. Gindler am 25.01.1920 in Ostpreußen, verst. im Februar 2009, zuletzt wohnhaft in 38259 Salzgitter, Ernst-Moritz-Arndt-Str. 28
Horst Graupner	geb. 06.08.1924, verst. 28.01.2009, früher Kaiserstr. 11, zuletzt wohnhaft in 41468 Neuss, Melchersfeld 54, angezeigt von den Schwestern Ruth Vogt, geb. Graupner und Christa Haußmann, geb. Graupner
Margarete Domnik	geb. 21.07.1919, verst. 28.08.2008, früher Liebstädter Str. und Boelkestr. 1, zuletzt wohnhaft in Wuppertal (Altenpflegeheim), angezeigt vom Bruder Albert Domnik, 77833 Ottersweier/Bühl, Breslauer Str. 10
Karl Heinz Kapteina	geb. 07.04.1933, verst. 01.03.2009, früher Roonstr. 83, zuletzt wohnhaft in 58509 Lüdenscheid, Oenekinger Weg 106
Karl-Heinz Fritz	geb. 29.01.1930, verst. 10.06.2008, früher Liebstädter Str., zuletzt wohnhaft in 32756 Detmold, Karl-Ehlers-Str. 26
Hubert Bordin	geb. 04.11.1930, gest. 14.03.2009, früher Str. der SA 55, zuletzt wohnhaft in Schwalbach/Saar, angezeigt vom Bruder Gerhard Bordin, 12109 Berlin, Dardanellenweg 31
Georg Kalender	geb. 04.10.1934, gest. 03.03.2009, früher Hohensteiner Str. 10, zuletzt wohnhaft in 55758 Vollmersbach, Flurstr. 25, angezeigt von Ehefrau Hannelore, geb. Ravers
Helga Purrucker	geb. Block am 18.01.1929, verst. 20.01.2009, früher Markt 31, zuletzt wohnhaft in 23669 Timmendorfer Strand, Bergstr. 37 b
Erika Buchholz	geb. Prange am 23.01.1932, verst. 04.04.2009, früher Richtstr. 3, zuletzt wohnhaft in 39646 Oebisfelde, Friedrich-Engels-Str. 8, angezeigt vom Ehemann Hasso Buchholz

- Maria Braun** geb. Kortzewski am 06.03.1913, verst. 16.03.2009, früher Töpfergasse, zuletzt wohnhaft in 20251 Hamburg, Neumünstersche Str. 34
- Helena Szotowski** geb. 24.05.1920, verst. 29.04.2009, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in 28209 Bremen, Schubertstr. 5
- Ursula Hintz** geb. Pokall am 14.01.1934, verst. 16.05.2009, früher Wilhelmstr., zuletzt wohnhaft in 58636 Iserlohn, Soenneckenstr. 48, angezeigt von Freundin Irmgard Zapolski, geb. Peters, 59494 Soest, Ruhrstr. 21

In meiner Heimat

In meiner Heimat zwischen Haff und Meer
Über die golden wogenden Weiten
muß jetzt die Roggenmuhme schreiten...
aber das Korn, ich schneid es nicht mehr.

In meiner Heimat zwischen Haff und Meer
Träumt jetzt der Wald in finstern Schluchten.
Die Möwe schreit schrill in einsamen Buchten...
aber die Möwe, ich hör sie nicht mehr.

In meiner Heimat zwischen Haff und Meer
Wandern die Wolken jetzt hoch und heiter
Über mein Haus hin ... und wandern weiter...
In meiner Heimat bin ich nicht mehr.

Willy Kramp

VERSCHIEDENES

Programm 54. Jahrestreffen

Vom 18. bis 20. September 2009 in Gelsenkirchen – Schloss Horst

FREITAG,
18. SEPTEMBER 2009

15.00 Uhr Hotel ibis
Stadtversammlung

19.00 Restaurant Dubrovnik
Zwangloses Beisammensein

SAMSTAG,
19. SEPTEMBER 2009

10.45 Uhr Propsteikirche
Ökumenische Gedenkandacht

11.00 bis 12.30 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.30 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßungsansprache
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft

Ansprachen
Vertreter der Stadt Gelsenkirchen
Vertreter der Stadt Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz und Unterhaltung
Oskar Delberg

24.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

SONNTAG,
20. SEPTEMBER 2009

10.00 Uhr Propsteikirche
Katholischer Gottesdienst

10.00 Uhr Altstadtkirche
Evangelischer Gottesdienst

Ostheim in Bad Pyrmont

Seniorenfreizeiten

Freizeiten im Ostheim, das sind abwechslungsreiche und erholsame Urlaubstage in Bad Pyrmont. Die Angebote reichen vom morgendlichen Singen, der Seniorengymnastik, Dia- und Videoabenden, Lesungen aus Werken ostpreußischer Dichter und Schriftsteller, Spaziergängen, Museumsbesuchen und einem Halbtagesausflug bis zur heimatlichen Speisekarte am Mittag und Abend. Der unlängst als „Schönster Kurpark Deutschlands“ ausgezeichnete Kurpark lädt zu Kurkonzerten, einem Bummel durch den größten Palmengarten nördlich der Alpen oder zum Ausprobieren des Wassertretbeckens und des Barfuß-Pfades ein. In der Hufeland-Therme können Sie die Meersalzgrotte genießen, in unterschiedlichen Saunen schwitzen oder das Wasser in verschiedenen Formen auf den Körper wirken lassen. Bad Pyrmont selbst lädt mit seinen Sehenswürdigkeiten, Einkaufsmöglichkeiten, Cafés und Kulturangeboten zum Bummeln und Genießen ein. Am letzten Abend feiern wir nach ostpreußischer Art Abschied, zu dem jeder nach seinen Möglichkeiten besinnliche und lustige Beiträge beisteuern kann. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten, wie in einer großen Familie.

Sommerfreizeit

Montag, 6. Juli bis Montag, 20. Juli 2009, 14 Tage
DZ / Person 567,00 Euro, EZ 658,00 Euro

Herbstliche Ostpreußentage

Montag, 28. September bis Donnerstag, 8. Oktober 2009, 10 Tage
DZ / Person 413,00 Euro, EZ 478,00 Euro

Adventsfreizeit

Montag, 30. November bis Montag, 7. Dezember 2009, 7 Tage
DZ / Person 291,50 Euro, EZ 337,00 Euro

Weihnachtsfreizeit

Samstag, 19. Dezember 2009 bis Dienstag, 2. Januar 2010, 14 Tage
DZ / Person 588,00 Euro, EZ 679,00 Euro

Die Inklusivpreise beinhalten Vollpension, die Gästebetreuung und eine Halbtagesfahrt. Die Kurtaxe wird vom Staatsbad separat erhoben.

Anmeldungen richten Sie, bitte nur schriftlich, an:

Ostheim - Jugendbildungs- und Tagungsstätte

Parkstr. 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon: 05281 – 9361-0, Fax: 9361-11

Internet: www.ostheim-pyrmont.de, Email: info@ostheim-pyrmont.de

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Dauerausstellungen

Landschaften	Kurische Nehrung, Masuren, Oberland, Rominter Heide, Elchwald
Jagd- und Forstgeschichte	Besondere Tierarten, Trophäen, Jagdwaffen
Geschichte	Landesgeschichte von den Prußen bis 1945
Ländliche Wirtschaft	Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Geistesgeschichte	Wissenschaft, Bildung, Literatur
Bernstein	Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsth Handwerk	Bernstein, Silber, Keramik, Zinn
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth

Ausstellungen und Veranstaltungen

30.05. – 16.08.2009	Aus dem Kreis Johannisburg in Ostpreußen - Gesammelte Schätze -
04.07. – 25.10.2009	Natur- und Umweltschutz verbinden - Deutsch-Russische Umweltkooperationsprojekte im Kaliningrader Gebiet -
22. August 2009	Museumsnacht(18 bis 24 Uhr)
05.09. - 22.11.2009	Aus deutsch-baltischer Kulturgeschichte
06.11. - 08.11.2009	Museumsmarkt
21.11.2009 – Feb. 2010	Karl Storch, Lehrer der Königsberger Kunstakademie

Öffnungszeiten: Di - So 10 - 17 Uhr, Änderungen des Programms vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10, 21336 Lüneburg

Tel.: 04131 - 75 99 50, Fax: 75 99 511

Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Email: info@ostpreussisches-landesmuseum.de

Busreise nach Allenstein und Neidenburg

vom 20.07. - 29.07.2009 (10 Tage) zum Sommerfest des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Hohenstein und zum 15jährigen Jubiläum der Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit

Mo. 20.07. Abfahrt Reisebus Düsseldorf Worringerstr. - Essen Hbf. - Gelsenkirchen Hbf. - Bochum Hbf. - Dortmund Hbf.ZOB - BAB A2 Hamm-Rhynern Raststätte - Herford Raststätte - Hannover Hbf.ZOB - Braunschweig Raststätte Zweidorfer Holz - Helmstedt Rasthof Marienborn - BAB A10 Magdeburg Rasthof Börde - Berlin Raststätte Michendorf - BAB A11 zum Grenzübergang Frankfurt/Oder-Swiecko. Zwischenübernachtung in Polen im Hotel SEN Swiebodzin, ca.70 km hinter dem Grenzübergang. Zimmereinteilung u. Abendessen.

Di. 21.07. Nach dem Frühstück Abreise vom Hotel. Sie fahren an Posen (Poznan) vorbei nach Konin, zu dem 10 km entfernten Ort Lichen. Dort befindet sich das bekannteste Mariensanktuarium Polens. Nach einer Besichtigung der Basilika fahren Sie weiter über Hohenzalza (Inowroclaw) - Thorn (Torun) - Straßburg (Brodnica) - Osterode (Ostroda) nach Altfinken (Stary Jablonki) zum Hotel Anders. Zimmereinteilung/Abendessen.

Das Hotel liegt unmittelbar am kl. Schillingsee in einer ruhigen und landschaftlich reizvollen Lage. Das Hotel bietet seinen Gästen Freizeitangebote wie Fahrradverleih, Kutschfahrten, Minigolfanlage, Tennisplatz, Kegelbahn, Schwimmbad, Sauna, Fitnessraum u.a. Die Hotelanlage liegt zwischen Osterode und Allenstein. Entfernung bis Allenstein ca. 30km, bis Osterode ca. 10km. Bahn- und Busverbindungen sind vorhanden.

Mi. 22.07. HP im Hotel. Der heutige Tag steht zu Ihrer freien Verfügung für individuelle Unternehmungen. Alternativ wird ein kostenloser Bustransfer nach Allenstein und Neidenburg angeboten. Abfahrten jeweils 09.00 Uhr ab Hotel und Rückfahrten jeweils 17.00 Uhr ab Allenstein oder Neidenburg. Für Reisegäste aus dem Kreis Allenstein ist ein Besuch bei der „Allensteiner Gesellschaft deutscher Minderheit“ (AGDM) im Haus Kopernikus vorgesehen.

Do. 23.07. HP im Hotel. Tagesausflug nach Frauenburg mit einer Dombesichtigung, hier verbrachte der berühmte Astronom Nikolaus Kopernikus seine letzten Jahre als Domherr. Danach unternehmen Sie eine Schifffahrt über das „Frische Haff“ nach Kahlberg auf der „Frischen Nehrung“. Bei einem mehrstündigen Aufenthalt und gutem Wetter sehen Sie Ostpreußen von der Seeseite aus. Sie haben die Möglichkeit zum Spaziergang am Ufer des Frischen Haffs sowie zum Spaziergang durch die Dünen zum Ostseestrand, gute Fischrestaurants laden zum Mittagessen ein. Rückfahrt mit dem Reisebus ab Kahlberg über die „Frische Nehrung“ vorbei an Elbing (evtl. wenn genügend Zeit vorhanden, kurzer Aufenthalt in Elbing) zum Hotel Anders.

Fr. 24.07. HP im Hotel. Masurenrundfahrt über Bischofsburg u. Rhein nach Lötzen, hier haben Sie Zeit zu einem Stadtrundgang, danach fährt der Reisebus Sie entlang der masurischen Seenplatte, über Arys nach Nikolaiken. Dort ist ein Aufenthalt mit Möglichkeiten zum Stadt- oder Einkaufsbummel vorgesehen. Bei einem Spaziergang auf der Uferpromenade des Nikolaisees laden Cafes zur Einkehr ein. Rückfahrt zum Hotel nach Altfincken.

Sa. 25.07. HP im Hotel. Besuch beim „Sommerfest des Verbandes der deutschen Vereine in Ostpreußen“ in Hohenstein. Hier treffen sich alle Vereine aus dem südlichen Ostpreußen, ein buntes Programm wird geboten. Der genaue Programmablauf liegt noch nicht vor, wird Ihnen aber mit den Reiseunterlagen zugestellt oder im Bus mitgeteilt. Gleichzeitig wird in Neidenburg das „15jährige Jubiläum“ der Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit begangen. Die Jubiläumsfeier wird auf dem Hof Albert Wylengowski in Heidemühle stattfinden. Die Feier beginnt um 11.00 Uhr mit einem gemeinsamen Gottesdienst in Heidemühle. Im Anschluß ist für das leibliche Wohl bei einem Mittagessen aus der Gulaschkanone gesorgt. Der Nachmittag dient einem gemütlichen Beisammensein bei Kaffee und Kuchen bis zur Rückfahrt um 16.30 Uhr.

So. 26.07. HP im Hotel. Tag zur freien Verfügung für Bekanntenbesuche und Fahrten in Ihre Heimatorte oder einfach nur zur Erholung. Heute wird ebenfalls ein kostenloser Bustransfer ab/bis Hotel nach Allenstein und Neidenburg eingerichtet. Für Reisegäste aus dem Kreis Neidenburg ist eine Rundfahrt durch den Kreis vorgesehen. Rückfahrt jeweils um 17.00 Uhr.

Mo. 27.07. Frühstück im Hotel. Vormittags können Sie sich in der Hotelanlage erholen. Am Nachmittag besuchen Sie den Reiterhof Marengo bei Allenstein, dort erwartet Sie ein 3std. Programm. Nach dem Kaffeetrinken mit Kuchen unternehmen Sie reitereskortierte Kutschfahrten durch Wald und Wiesen, im Anschluss haben Sie Gelegenheit zur Besichtigung der Stallungen. Danach laden wir im Rahmen eines Abendessens zu einer „gemütlichen Abschiedsfeier“ mit musikalischer Unterhaltung durch eine Trachten- und Gesangsgruppe ein. 18.00 Uhr Rückfahrt zu Ihrem Hotel. Abendessen im Hotel entfällt.

Di. 28.07. Nach dem Frühstück nehmen Sie Abschied von Ostpreußen und fahren über Osterode - Straßburg (Brodnica) nach Thorn (Torun), der Geburtsstadt Nikolaus Kopernikus. Bei einem 2std.Aufenthalt lernen Sie die an der Weichsel gelegene gotische Altstadt näher kennen. Weiterfahrt über Gnesen (Gniezno), mit kurzem Aufenthalt am Dom, zur Zwischenübernachtung im Hotel SEN in Swiebodzin. Zimmereinteilung und Abendessen.

Mi. 29.07. Frühstück und zeitige Abreise zur Heimfahrt. Fahrtstrecke Grenzübergang Swiecko - Frankfurt/Oder Berlin - Magdeburg - Ankunft Hannover ca.16.00 Uhr. Ruhrgebiet gegen 20.00 Uhr.

Leistungen: Hin- u. Rückfahrt im Reise-Nichtraucherbus mit Schlafsesselbestuhlung, Klimaanlage, Video, Kühlschrank, Bordküche und WC. Reisebetreuung auf der gesamten Reise. 2 x Zwischenübernachtung Hotel SEN Kat. II Landesstandard, Zimmer mit Bad/WC, Tel., TV, 7 x Übernachtung Hotel Anders Kat. II Landesstandard, Zimmer mit Bad/WC, Tel., TV, Seelage, HP Frühstück und Abendessen. Die Hotelleistung beginnt bei der Anreise mit dem Abendessen und endet bei der Abreise mit dem Frühstück.

Im Gesamtpreis enthalten sind alle Busfahrten u. Einreisegebühren Polen, 23.07.u. 24.07.09 ortskundige Reiseführung bei den Tagesfahrten und am 27.07.09 Programm Reiterhof Marengo. Nicht enthalten sind weitere Preise für Eintrittsgelder, Mittagessen oder Schifffahrten.

Möglichkeiten zum Geldumtausch sind in Polen gegeben, Stand zzt. 1,00 Euro=3,20 Zloty. Für die Einreise nach Polen benötigen Sie einen gültigen Personalausweis oder Reisepass.

Preis: 765,00 Euro pro Pers. im Doppelzimmer, Einzelzimmerzuschlag 125,00 Euro.

Zahlung: 50,00 Euro bei der Anmeldung. Restzahlung bis 4 Wochen vor Reisebeginn auf das Konto: Plewka, Konto-Nr. 699 219 200, Deutsche Bank Herten, BLZ 420 700 24.

Anmeldung: PLEWKA West-Ost-Reiseservice, Schützenstr.91, 45699 Herten, Tel. 02366/35651, Telefax 81589.

Bei Zahlungen und Schriftverkehr bitte Ihren Namen in Druckschrift und die Reise-Nr. 04-29 angeben.

Wir empfehlen den Abschluss einer Gruppen-Reiseversicherung als Vollschutzpaket (Reiserücktritts-, Reiseabbruch-, Reisekranken-, Notruf-, u. Gepäckversicherung). Kosten pro Person 4,0% vom Reisepreis.

Herten, im September 2008

Änderungen vorbehalten.

Regionale Ostpreußentreffen

Ostpreußentreffen

auf Schloß Burg an der Wupper

Menschenrechte

sind Menschenpflichten -

- Heimat ist Menschenrecht -



Dom zu Königsberg

Die Gedenkstätte
des deutschen Ostens
auf Schloß Burg a.d. Wupper



12. Juli 2009

Schloß Burg bei Solingen

Beginn: 11.00 Uhr

Kundgebung: 14.00 Uhr

www.Ostpreussentreffen-NRW.de.vu

Anfahrt über A1, Ausfahrt Wermelskirchen

60 Jahre (1949 - 2009)

Landmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen e. V.

40591 Düsseldorf, Werstener Dorfstr. 187, Telefon: 0211-395763, Fax: 02964-94548

E-Post: Geschaeft@Ostpreussen-NRW.de

Landestreffen
Mecklenburg-Vorpommern
in
Neubrandenburg

Sonnabend, 3. Oktober 2009

10 bis 17 Uhr

Jahn-Sport-Forum

Schwedenstraße / Kulturpark

Alle 40 ostpreußischen Heimatkreise haben ausgeschilderte Tische.

Für das leibliche Wohl und genügend Parkplätze ist gesorgt.

Bitte Verwandte und Freunde informieren und mitbringen.

Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe M-V

Manfred F. Schukat, Hirtenstr. 7a, 17389 Anklam

Tel. 03971 - 245 688

Rafał Bętkowski

Allenstein

wie man es
nicht kennt



Allenstein wie man es nicht kennt

Nun liegt er endlich in deutscher Übersetzung vor, der großformatige Bildband (24x33), der zum 650. Jubiläum der Stadt Allenstein erschien und mit 386 Ansichtskarten ein Bild der Stadt zwischen dem Ende des 19. und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wiedergibt. „Ein Zeugnis einer gerade erst vergangenen Epoche, die das Bild der vergangenen Welt widerspiegelt“, wie der Autor schreibt. Es ist eine neue Art von Stadtgeschichte, die mit diesem aufwendig gedruckten Band vorgelegt wird.

Rafal Betkowski – ein engagierter Sammler mit großem Interesse für die Geschichte der Stadt – hat hier nicht nur alte Ansichtskarten zusammengetragen, sondern sie systematisch ausgewertet, wozu er auch die deutschen Texte der Vorderseite heranzog, wenn sie aufschlussreich waren.

Eine derartige Stadtdokumentation mit solch ausführlichen und belegten Texten ist für Allenstein/Olsztyn, wenn nicht sogar für Polen, ein Novum. Der Autor hat die Reihenfolge der Bilder in Form eines Spaziergangs durch die Stadt zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts angeordnet. Man verfolgt das Wachsen dieses Anwesens, sieht die verschiedenen Baustile, liest über Geschäfte und deren Inhaber, Vorgänger und Nachfolger, die Hausbesitzer und kann hier und da sogar in das Innere von Restaurants und Cafés schauen. Perspektive und Zeit der Aufnahmen werden beschrieben, die beigefügten Stadtpläne ermöglichen dem Ortsfremden die topographische Zuordnung. Mit dem Auffinden von Quellen in Dokumenten, alten Zeitungen und anderen Überlieferungen ist mit diesem Bildband eine illustrierte Entwicklungs-, Sozial-, Bau- und Zeitgeschichte entstanden, die man als rundum wohl gelungen bezeichnen kann, nicht zuletzt wegen der sachlichen Weise, mit der der Autor sein Thema behandelt hat.

Dr. E. Vogelsang

Eine Liebeserklärung an Allenstein

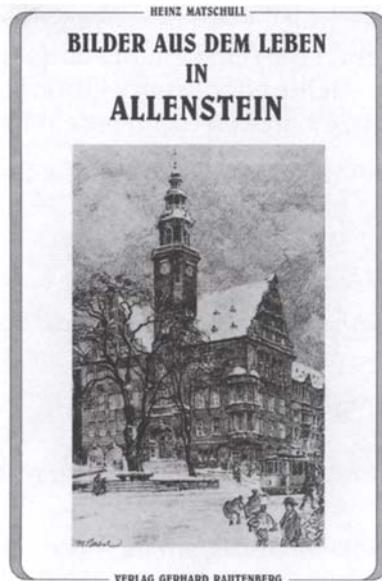
„Du kommst an. Gehst Straßen und Wege.
Aus dem Schatten, dem Nebel und dem Grau,
die über den Seen, Flüssen und Wäldern liegen,
taucht die Stadt auf.
Das Licht erinnert an die Äste von Bäumen.
Es ist mehr, als du erwartet hast.
Und du siehst, was du sehen willst.“

Diese Worte grüßen uns, wenn wir den Bildband „Olsztyn“ von Mieczyslaw Wieliczko aufschlagen. Das Album ist eine Liebeserklärung an Allenstein. Wieliczko ist in Olsztyn geboren und liebt diese Stadt. Als Fotograf hat er schon mehrere Bildbände über Olsztyn herausgegeben. Im Sommer 1998 war eine große Ausstellung seiner Fotografien in den Räumen des Allensteiner Planetariums zu sehen. Der Bildband ist über unsere Geschäftsstelle erhältlich.

Christel Becker



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die Fotos werden ausführlich erläutert und durch eine Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel und einen Stadtplan ergänzt. Die 1999 erschienene Neuauflage enthält außerdem eine gezeichnete historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte.



Ein Einblick in das Leben in Allenstein von der Jahrhundertwende bis zum Jahre 1945. Gegenstand der Betrachtung sind Stadt und Staat, die Volksabstimmung von 1920, kirchliches und kulturelles Leben, Wirtschaft und Verkehr, Garnison, Schulen, Sport etc. Zahlreiche Bilder lassen diese Zeit wieder lebendig werden.

Beide Bildbände ergänzen einander und vermitteln einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Sie sind nur noch über unsere Geschäftsstelle zu beziehen. Der Einzelpreis beträgt 7,50 Euro, im Doppelpack nur 12,00 Euro.

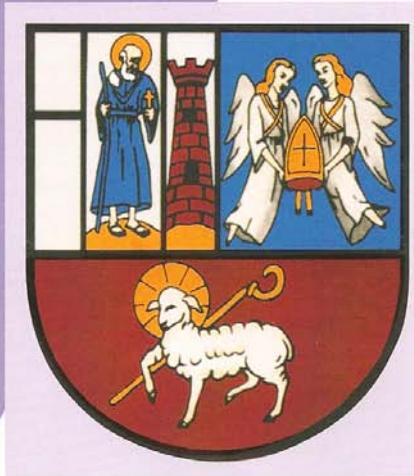
Archivmaterial aus Nachlässen

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen historische Dokumente aus der ostpreußischen Heimat wie Urkunden, Karten, Bilder und Bücher nicht in den Müll!

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

39. HEIMAT- JAHRBUCH

Landkreis



Allenstein Ostpreußen

Kreisgemeinschaft Allenstein-Land e.V.

WEIHNACHTEN 2008

Das Heimatjahrbuch der Kreisgemeinschaft Allenstein-Land erhalten Sie über
Klaus J. Schwittay, Fliederstr. 39, 58566 Kierspe, Tel. u. Fax 02359 6001

Die Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	€
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 – 1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts - Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Berichte über die Luisenschule	1,00
Stadtplan von Allenstein in schwarz – weiß	1,00
Aufkleber, Motiv Allenstein	1,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Lobet den Herrn / Gesang- und Gebetsbuch für das Ermland	1,50
Altenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmer	7,50
Bilder aus dem Leben in Allenstein von Heinz Matschull	7,50
Altensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	10,00
Altenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
Altenstein heute - Bildband in Farbe von M. Wieliczko	20,00

Im Vierfarbendruck

Stadtplan von 1940	4,00
Stadtkarte „Altenstein“, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte „Altenstein Stadt und Land“, gez. von H. Negenborn	5,00
Faltkarte „Ostpreußen und Danzig“, mit 85 Wappen	7,50
Vier Aquarelle Altensteiner Motive, Reproduktionen DIN A3, pro St.	1,50
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 7. Auflage	12,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00
Farbiger Stadtplan von Allenstein im Jahre 1913 (50x75 cm)	9,00
Kleiner Stadtführer von Allenstein	3,00

Hinzu kommen die üblichen Kosten für Porto und Verpackung.
Bestellungen richten Sie bitte an unsere Geschäftsstelle:

Stadtgemeinschaft Allenstein
Vattmannstr. 11
45879 Gelsenkirchen

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum 30. April bzw. 30. September per Post an die Geschäftsstelle oder per Email an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden.

Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion Änderungen und Kürzungen vornimmt und den Zeitpunkt der Veröffentlichung bestimmt. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Geburtstage ab 70 Jahre

Für die Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Bitte Namen (bei Frauen auch den Geburtsnamen), Geburtsdatum und Anschrift mit Postleitzahl angeben. Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage im April und die im 1. Kalenderhalbjahr liegenden im September einsenden.

Familien- und Todesanzeigen

Für Familien- und Todesanzeigen verwenden Sie bitte ein separates Blatt. Bitte schreiben Sie deutlich und übersichtlich und in dem gleichen Format, das Sie unter der entsprechenden Rubrik im AHB finden. Bitte vollständige Angaben machen, an Um- und Abmeldungen denken und so bald als möglich einsenden.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen legen Sie bitte Porto bei.

Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn die Antwort sich etwas verzögert. Die Mitglieder der Redaktion arbeiten ebenfalls ehrenamtlich.

Spenden

Für die Aufnahme in die Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat!

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Konto Nr. 501 025 900 Volksbank Ruhr Mitte, BLZ 422 600 01

++ mehr aktualität +++ mehr information +++ mehr meinung
ktualitat +++ mehr information +++ mehr meinung ++++

Preussische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

3 Wochen testen!

Kostenlos und unverbindlich.

*Fordern Sie noch heute Ihre
Leseprobe bei uns an.*

Telefon 040/41 40 08 42

Fax 040/41 40 08 51

www.ostpreussenblatt.de

oder Postkarte an:

Vertrieb Preussische Allgemeine Zeitung

Parkallee 84/86 · 20144 Hamburg



+++ da steckt mehr drin... +++ da steckt mehr drin... +++ da steckt me

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. (02225) 700 418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41335 Nettetal 1, Tel. (02153) 5135

Hanna Bleck, Ludinghauser Straße 69, 48249 Dülmen, Tel. (02594) 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tonnisvorst, Tel. (02156) 8519

Geschäftsstelle

Vattmannstrae 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon (0209) 29 131, Fax (0209) 40 84 891

Email: StadtAllenstein@t-online.de

Die Geschäftsstelle ist am Dienstag (Gretel Bohle) von 10.00 bis 13.00 Uhr mit Ausnahme der Sommer- und Weihnachtsferien geöffnet.

Heimatismuseum „Der Treudank“

Besuch während der Offnungszeiten der Geschäftsstelle oder nach Vereinbarung.

Spenden für den AHB

Konto Nr. 501 025 900, Volksbank Ruhr Mitte, BLZ 422 600 01

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

3.000 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim



